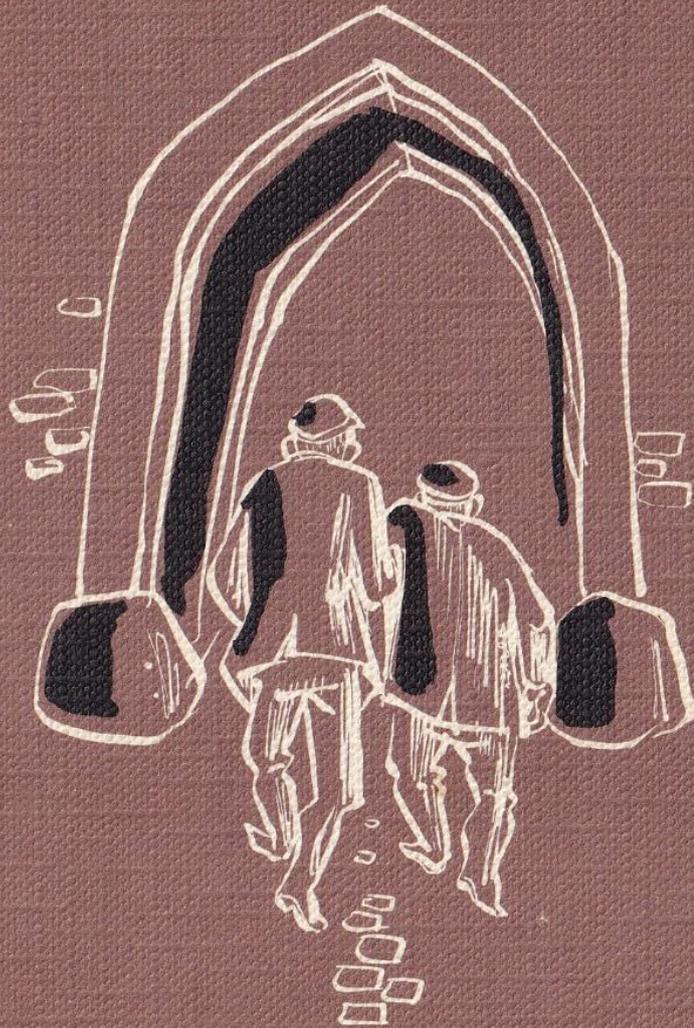


ALT ORSCHELER GESCHICHTCHER · JACOB ABT

Alt Orscheler Geschichtcher

erzählt und gereimt von
JACOB ABT



VERLAG CARL F. ABT · OBERURSEL/TS.

JACOB ABT

Alt Orscheler Geschichtcher

Alt Orscheler Geschichtcher

erzählt und gereimt von

Jacob Abt

mit Zeichnungen von Georg Hieronymi

VERLAG CARL F. ABT · OBERURSEL/TS.

Alle Rechte vorbehalten.

© 1979, Carl F. Abt, Druckerei und Verlag, Oberursel/Ts.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	9
Dem Äpfelwein	13
Genowend, Vadder!	14
Heimatweise	14
„Die Auskunft“	15
Die Einladung	16
Die beiden Lieschen	17
Straßengespräch	18
Aumann freut sich auf Sauerkraut und Speck	19
Wenn die Bienen schwärmen!	20
Eine Depesche	22
Kummer und Kummern sind zweierlei Dinge	24
'runter von de Bock!	25
Nichts für ihn!	27
Die Marburger Wurst	27
Der Aff' wird nicht mitgenommen!	29
Hasenschlingen	30
Er hatte was in der Hand!	31
Was er in der Realschule nicht lernte	32
Sie hören auf den Pfiff	32
Die Bierpille	33
Eine Geistergeschichte	35
Die schlagende Verbindung	37
In luft'ger Höhe	38
Erkenntlich	39
Der stumme Willi	40
Ja, die Liebe!	41
Ein Gemütsmensch	43
„Beinah“ beim Schiedsrichter	43
Er hat's ihn nicht geheißen!	45
Ein Ausflug zu dreien	45
Gaswerk	47
Die Kuckucksuhr	47

	Seite
Ein Radikalmittel	48
Das hätte nicht kommen dürfen!	49
Die Trinkerkur	50
Ihr Kenn' — Quetschekuche!	52
Die vergessenen Füße	53
Die Eselsgasse	54
Haam!	55
Wann mer sich nix zieht	56
Der Handkästanz	57
Die Bärenjagd oder „Rache ist süß“	58
Die Wärmestube	59
Das neue Gebiß	61
Die Tuba als Bembel	62
Auch eine Auskunft	64
Bauernbrot	65
Die Wochenente	66
Er sagt es ihnen im guten!	68
Handkäs und Zylinderhut	68
Zeitgemäß	70
Der kluge Hund	71
Die Verhaftung	72
Ein Meisterschuß	73
Der kurierte Hund — Die Geschichte einer einfachen Kur, die dreifachen Erfolg hatte	75
Gewinn Nr. 17	76
Die ganz schlaue Gans	78
Aufs längste Leben	79
Der Ochsen-Kuh-Euter	80
Eine schwierige Fahrt	81
Er hatte doch so schön „Guten Morgen“ gesagt!	82
Der „Spender“	83
Eine öffentliche Demonstration oder die Visitenkarte als Verräter!	84
Der Hans Schmidt	85
„Der Bembelhund“	86

	Seite
Plupsch hots gemocht!	87
Schnell gelöscht	89
Die Fußwaschung	91
Der Herr Leim	92
Das Gewitter oder:	
Die Versöhnung unter dem Regendach	94
Die Worscht!	95
Der Abbau	96
Musik	96
Er kimmt drauß (kennt sich aus)	97
Die Holzkleinmächer	97
Do freß' ich's selbst...!	99
Die neuen Stiefel	100
Gesegnete Mahlzeit!	101
Das kalte Kottlett	103
Die Heulieferung	104
Frische Eier	104
Saftiges Grün!	105
Was er suchte — und fand	107
Kurze Tage	108
Wir sind die drei Könige aus dem Morgenland!	108
Der „Anklebeteufel“	109
Eine unheimliche Nacht	110
Morgenstunde hat Gold im Munde	112
Die neu' Kapp'	113
Der „gefundene“ Hase	114
Wie das Gasthaus „Zum roten Ochsen“ neue Fenster bekam	114

Vorwort

Zwischen den Jahren 1899 und 1934 erschien im „Oberurseler Lokalanzeiger“ mit seinen Beilagen, besonders dem „Taunuswächter“, eine Reihe von Anekdoten und kurzen Schwänken, die sich großer Beliebtheit erfreuten. Sie behandeln lustige Oberurseler Ereignisse, wie sie damals die Runde an den Stammtischen machten. Der Tageslauf der „Orscheler“ war damals vom Morgen bis zum Abend mit Arbeit ausgefüllt, und die einzige Erholung war der abendliche Wirtshausbesuch. Dort wurden die Tagessorgen im „Äppelwoi“ ertränkt, Erfolge und Mißerfolge besprochen und lustige Geschichten erzählt, die für den nötigen Gemütsausgleich sorgten. Mancher Streich wurde dort auch erst ausgeheckt oder inszeniert, um dem „Freudendefizit“ abzuhelfen.

Die am Stammtisch erlauschten und erlebten, gelegentlich wohl auch selbst angestifteten Begebenheiten hat *Jacob Abt* (1869—1941), der Herausgeber des „Oberurseler Lokalanzeigers“, verarbeitet und in schließlich vollendeter Form veröffentlicht. Jacob Abt war ein glänzender Unterhalter und scharfer Beobachter; er besaß einen ausgesprochenen Sinn für das Komische, das in unangemessenem Verhalten vieler Zeitgenossen in kritischen Situationen zutage trat. Er hat aber auch manchem bösen Ereignis mit seinem Humor eine Wende zum Versöhnlichen gegeben, wodurch seine Anekdoten so anziehend geblieben sind.

Was die kleinen Schwänke für uns heute so lesenswert macht, ist die Verbindung von unterhaltsamer Lektüre mit heimatkundlicher, ja historischer Aussage. Sie schildern unsere Kleinstadt um und kurz nach der Jahrhundertwende, ihre holperigen, engen Gassen, die einfachen Häuser und Höfe mit den oft altersschwachen Toren, die Haustierhaltung, die noch beschwerlichen Verkehrsverhältnisse, die Gaststätten und ihre Wirte, die

zunehmend seltener werdenden Oberurseler Handwerksberufe, die damalige „Obrigkeit“, die mit einem Büttel und einem Feldschützen auskam, und läßt schließlich auch die Oberurseler Mundart zu Worte kommen, die man heute nur noch ganz vereinzelt hören kann — und dann meist verflacht. Der hiesige Dialekt ist infolge der Nähe der Großstadt und des Aus- und Einpendelns der Berufstätigen völlig zurückgedrängt worden und dem Neufrankfurterischen gänzlich unterlegen. Auch im Hintertaunus dürften seine Tage bereits gezählt sein.

In den Jahren 1953 bis 1955 brachte der Sohn von Jacob Abt, der Druckereibesitzer Carl Ferdinand Abt (1904 bis 1973), wöchentlich den „Kulturspiegel Oberursel“ heraus, eine kleine Reklameschrift, die kostenlos in die Briefkästen verteilt wurde. Sie enthielt neben Mitteilungen der Vereine und des Bundes für Volksbildung, kirchlichen Nachrichten, Kino- und Geschäftsreklame auch jeweils eine der von Vater Jacob Abt im „Oberurseler Lokalanzeiger“ veröffentlichten Anekdoten, und zwar unter der Bezeichnung „Oberurseler Schnurren“. Es dürften wohl etwa hundert Kulturspiegel erschienen sein, die jedoch entsprechend ihrer kurzlebigen Natur kaum noch bekannt sind.

Um die hübschen und wertvollen Anekdoten aus der Oberurseler Vergangenheit dem Vergessenwerden zu entreißen, hat Ludwig Calmano sie seit langem gesammelt und bereits Carl Ferdinand Abt die Anregung gegeben, sie, in einem Bändchen vereint, erneut zu veröffentlichen. Frau Wilhelmine Abt hat nunmehr die Anregung aufgegriffen und im Andenken an ihren verstorbenen Gatten die „Oberurseler Schnurren“ unter dem Titel „Alt Orscheler Geschichtcher“ herausgegeben. Ihr und Ludwig Calmano sei dafür herzlich gedankt.

Die Anekdoten wurden absichtlich nicht überarbeitet, sondern so belassen, wie sie seinerzeit im Oberurseler Lokalanzeiger erschienen sind. Die neue Herausgabe ge-

schah nicht in der bösen Absicht, die genannten Personen zu verspotten oder ihre Nachkommen zu ärgern, sondern im Hinblick auf die Überlieferung einer längst verschwundenen Originalität und die vorgenannten heimatkundlichen Werte der Geschichten. Man nehme sie deshalb auch so auf, wie es gedacht ist.

Waldemar Kolb



Dem Apfelwein

Der Doktor, der verordnet
Mixturen, Salben, Pillen,
Da wird gegurgelt und geschmiert,
geschluckt mit Widerwillen.
Vor allen Dingen heißt's Diät,
es ist ein Päppeln früh und spät,
Und's Rauchen lasse eben —
Ja, ist das noch ein Leben?
Wer einmal drum ein Leid verspürt,
laß Pillen, Salben, Tropfen,
Am schnellsten ist der Mensch kuriert
durch einen guten Schoppen.
Der Apfelwein birgt Wunderkraft,
bist müde du und ganz erschlafft,
Hilft er dir ganz alleine,
und bringt dich auf die Beine.
Ich habe das Rezept erprobt
und spreche aus Erfahrung:
Der Apfelwein — Gott sei's gelobt,
gehört zur besten Nahrung.
Er macht so froh und frei und frisch,
man fühlt sich munter wie ein Fisch
Und ist fürs ganze Leben,
dem Apfelwein ergeben!

Genowend, Vadder!

Om Owend spät die Wackeldande
Koom ze Besuch bei die Verwandte.
Se wor schunt ald un dabberig,
Un ihr Gebiß wor schlapperig.
Doch weil se reich un wacklig is,
Gab 'r die Sippschaft sieße Kiß.
Nor 's Ernstche guckt se scheu un zag an;
Do saar der Vadder: „Geber aach aan!“
Der Ernst, zur Dier gedrickt sich hat er:
„Eich gehn ins Bett! Genowend, Vadder!“

Heimatweise

Es sang mir die Mutter die Weise,
Die sie ihre Mutter gelehrt,
Der Heimat erklang sie zum Preise,
Der Heimat so lieb und so wert.
Ich sang sie auf ihrem Schoße,
Ich sangs, als ich zog in die Welt,
Und wie dort auch fielen die Lose,
Stets hat sie mein Dasein erhellt.
Weilt ich in dem fröhlichsten Kreise,
Umgeben von Liebe und Glück,
Im Herzen erklang stets die Weise,
Sie zog mich zur Heimat zurück.
Und als ich nach rastlosen Stunden
Kehrt' heim, wie war ich so müd,
Da hab' ich den Frieden gefunden:
„O Heimat, du schönstes Lied!“

„Die Auskunft“

Ende der 90er Jahre dominierte in der „Krone“ der „Sprudelklub“, eine ausgelassene, feuchtfröhliche Gesellschaft. Die Aufnahme neuer Mitglieder war nicht leicht, und doch kam unser Freund August ohne jegliche Abstimmung in den Verein. Dies trug sich folgendermaßen zu. August, selbst ein großer Spaßvogel, war von Homburg hier zugezogen und stellte sich eines Abends dort ein, als gerade am Stammtisch „wichtige“ Klubangelegenheiten besprochen wurden. Obwohl ihm vom Vorsitzenden ein paar Mal sein vorlauter Schnabel verboten wurde, quatschte er immer wieder dazwischen, bis diesem die Geduld riß und er dem August eine so saftige herunterlangte (er hatte Handschuhnummer 47), daß Stuhl und August mitten ins Zimmer flogen. Aufspringend, mit rollenden Augen und mit geballten Händen vor den Schläger springend schrie er: „War das Spaß oder Ernst?“ „Das war Ernst!“ „Ja“, meinte der August, „das wollte ich aber auch wissen, dann so Spaß macht mer net!“ — Er wurde sofort Mitglied.

Besagter August trifft einmal, auch in der „Krone“, einen Reisenden, der von einer neuen Firma, die damals hier wie Pilze aus der Erde schossen, einen größeren Auftrag erhalten, und kommt mit ihm ins Gespräch. Bald waren sie durch einige Witze bekannt, und der Reisende, der sicher war, vor die richtige Schmiede gekommen zu sein, erkundigte sich über die Verhältnisse des Bestellers. „Den kenn ich wäi mein Hosesack“, meinte August, „er ist ein tüchtiger Verkäufer, der die Ware schnell umsetze wird.“ „Ja, aber wie ist er sonst?“, frug der Reisende weiter. Da warf sich August in die Brust und sagte: „Mindestens so gout wäi ich!“ Das genügte anscheinend; die Waren wurden geliefert, und wie August vorausgesagt, sehr schnell verkauft. Auf Geld wartete die Firma freilich ver-

„Krone“, früher Vorstadt 13.

gebens. Mahnungen blieben unbeantwortet, Postaufträge gingen postwendend zurück, und, als der Vertreter selbst nach dem Rechten sehen wollte, senkten sich gerade die Rolläden an den Schaufenstern des Kunden, um sich nicht wieder zu heben. Ärgerlich begab er sich in die „Krone“, wo er August mitten in einer großen Gesellschaft traf. Er rief ihn auf die Seite, machte ihm leise Vorwürfe, daß er ihm eine falsche Auskunft gegeben! „Woß“, rief August laut, so daß alles aufhorchte, „ich hät Ihne e falsch Auskunft gewwe, wann ich gesaat hobb, der G. wär so gut wie ich! Glaawe se dann, ich kräg (bekäm) in Orschel woß gepumpt? . . . “

Die Einladung

Im „Frankfurter Hof“ war Telefon eingerichtet worden und ein bekannter hiesiger Metzgermeister benutzte es, um mit einem Hotelier in Königstein, dem er Roastbeeff und Lenden lieferte, zu sprechen. Er selbst spricht einen einwandfreien „Orschler Dialekt“, bediente sich aber bei dieser Gelegenheit der hochdeutschen Sprache, die er nicht ganz so fehlerfrei beherrschte. Den am Tische sitzenden drei Kumpanen M. F., K. J. und A. J. gab dies Gelegenheit, ihm nachzuäffen. Eine Zeitlang ließ sich dies unser Metzger gefallen, dann wurde es ihm zu dumm, und gerade als der Königsteiner Teilnehmer eine Frage an ihn richtete, wandte er sich nach den dreien um und schleuderte ihnen wütend die bekannte Einladung des „Götz von Berlichingen“ an den Kopf. Die Wirkung war ganz anders als er erwartete. Der Teilnehmer, der die Einladung auf sich bezog, brach nicht nur sofort die Verbindung ab, er drohte auch noch mit Klage, und es bedurfte guter Fürsprache, ihm begreiflich zu machen, daß die Einladung ihm gar nicht gegolten habe.

„Frankfurter Hof“, früher Adenauerallee 32, das alte Gebäude, in dem sich die Wirtschaft befand, wurde durch Neubau ersetzt.

Die beiden Lieschen

Von meinem Freund, wir wollen ihn Peter nennen, erzählte mir sein Schwager folgendes Geschichtchen von einem Palmsonntag. Peter ist ein guter Familienvater und besonders stolz auf sein Töchterchen Lieschen, das zur Konfirmation ging. Er hat aber auch allen Grund stolz zu sein, denn Lieschen ist ein prächtiges, hübsch gewachsenes Mädchen. Selbstverständlich war alles geschehen, um den Ehrentag so festlich, wie es die Zeitumstände erlaubten, zu begehen. Nun darf nicht unerwähnt bleiben, daß Peter nicht nur ein guter Hausvater, sondern auch ein guter Wirtschaftler ist und sein Stolz auch noch der reinrassigen Saanenziege gilt, die er ebenfalls Lieschen getauft hat. Er erwartete um diese Zeit Familienzuwachs von dieser und war deshalb doppelt besorgt um sie. Während nun Lieschen, d. h. das Töchterchen, festlich geschmückt zur Kirche eilte, der Peter seinen Zylinderhut etwa zehnmal ausgebürstet und den sonst ungewohnten Schlips gerade gezogen, war seine Frau noch mit Anziehen beschäftigt. Dies dauerte ihm zu lange und mit den Worten, er wolle nach seinem Liebling, seinem Lieschen sehen, ging er zur Tür hinaus. Seine Frau dachte natürlich an das „Lieschen in der Kirche“, während Peter aber das „Lieschen im Stalle“ im Auge hatte. Er schob den Riegel zurück und betrachtete mit Wohlgefallen seine Ziege. Da läutete es in die Kirche, die Frau stürzte aus dem Hause, sieht die Stalltür offen — schwapp ist der Riegel zu und im Sturmschritt gehts zur Kirche. Während des Gottesdienstes fiel ihr die Abwesenheit Peters nicht auf, aber als sie ihn mit Lieschen dann erwartete und er nicht kam, war sie sehr bestürzt. Der Freudentag schien sich in einen Trauertag verwandeln zu wollen, und wehmütig machten sie sich auf den Heimweg. Peter war nicht wenig erschrocken, als der Riegel klirrte und er sich gefangen sah. Den Stall, den er selbst gebaut, hatte er so massiv ge-

macht, daß Einbrechen unmöglich war, jetzt sah er erst, wie gut seine Arbeit war, auch ein Ausbrechen ging nicht. Lärm schlagen und die Nachbarschaft herbeirufen wollte er auch nicht, denn, hätten die ihn im Gehrock und Zylinder im Stalle gefunden, so wäre er sicher auf die Quittung des Lokalanzeiger gekommen. Dies wollte er jedoch vermeiden und setzte sich resigniert auf eine Kiste. Da meckerte sein Lieschen, d. h. die Ziege, und siehe, er konnte ihr hilfreich beistehen und zwei prächtige Lämmchen in den Armen halten. Jetzt bemerkte er durchs Fensterchen die Zurückkommenden, machte sich bemerkbar und wurde befreit. Nun wurde Konfirmation und Taufe zugleich gefeiert, und die alte Ziege in die Taufe mit einbegriffen — sie heißt von dem Tage an „Lotte!“ Zwei Lieschen in der Familie waren ihm nach diesem Erlebnis doch zuviel. So hat mir sein Schwager berichtet, und dem Wunsche, es nicht auf die Quittung zu bringen, komme ich selbstverständlich gerne nach . . .

Straßengespräch

Ein echter „Orscheler“ schlendert über die Straße und stößt auf einen Trupp bekannter Leute. Einer von diesen, ein typischer „Schnorrer“, meint zu seinen Freunden: „Woart emol, der muß woß obloade!“ (etwas Geld geben). Er tritt also auf den Mann zu und spricht: „Geb emol e Mark her.“ Der Angeredete faßt in die Tasche, fühlt einen Augenblick und fragt: „Kannst de m'r uff en Dhoaler (Taler) rausgewwe?“ „Gewiß, aan Aageblick!“, war die freudige Antwort. Dabei greift er in die Tasche und zieht eine Handvoll kleine Geldstücke heraus und beginnt zu zählen. Der andere nimmt die Hand wieder aus der Tasche, aber leer, und sagt im Weitergehen: „Wann de jo deß noch kannst, hots met der Merk kaa Eil!“ . . .

Aumann freut sich auf Sauerkraut und Speck

Armand Aumanns Leibgericht war Sauerkraut und Speck. Sein Kollege, der Bahnwärter M., der am Oberurseler Bahnhof in einem kleinen Wärterhäuschen wohnte, machte alle Jahre ein paar Schweine fett, die dann auch für den sehr starken Haushalt geschlachtet wurden. So war es wieder einmal gewesen, die Schweine geschlachtet, das Fleisch eingesalzen und nach einigen Wochen Schinken und Seitenstücke eingeräuchert. Als das Fleisch aus dem Rauch kam, erhielt Aumann als guter Freund ein schönes Stück Dörrfleisch. Mit diesem eilte er sofort zu seiner Ehefrau (Kinder hatten sie keine), um sich für den anderen Tag, an dem er Frühdienst hatte, sein Leibgericht zu bestellen.

Den anderen Vormittag im Dienste dachte er nur an sein Leibgericht. Wenn die Züge von Weißkirchen her kamen und die damals noch kleinen Maschinen der Station Oberursel zukeuchten, hörte er darin nur den einen Rhythmus: „Sau — er — kraut — und — Speck, Sau — er — kraut — und — Speck!“ Da lief ihm wieder das Wasser im Munde zusammen und er dachte nur an sein Leibgericht. Aber was war inzwischen mit diesem geschehen? Seine Frau hatte rechtzeitig Feuer im Herd angesteckt, Sauerkraut und Kartoffeln aufgestellt und das Dörrfleisch ins Kraut gesteckt, das Feuer nochmals tüchtig geschürt und war dann zu einem „kleinen Schwätzchen“ in die Nachbarschaft gegangen.

Inzwischen war der Vormittagsdienst um 11 Uhr zu Ende. Aumann begab sich wohlgenut auf den Weg zu seiner Wohnung. Fast gleichzeitig trafen dann Aumann vom Dienst, seine Frau von dem „Schwätzchen“ zu Hause ein. Aber welcher Anblick bot sich ihnen, als sie die Küchentüre, die auf den Vorplatz führte, öffneten. Ein beißender scharfer Qualm füllte die ganze Küche und

schlug ihnen entgegen. Der Herd glühte und auf ihm standen zwei Töpfe mit einer schwärzlichen Masse. Aumann übersah sofort die Sache. Er sprang in die Küche, riß das Fenster auf und warf die beiden Töpfe in den Hof. Frau Aumann war zurück in den Hausgang geflüchtet und hatte sich die Schürze über den Kopf gezogen. Ihr Mann aber faßte alles zerbrechliche Geschirr und zerschmetterte es auf dem Boden. Jeden Wurf begleitete er mit dem Rufe: „Mäi Sauerkraut, mäi Speck, mäi Sauerkraut, mäi Speck!“ Den herbeigeeilten zahlreichen Hausbewohnern hielt er noch einen Vortrag über das „Verbrechen“, das seine Frau begangen, um dann, von ihren Tränen gerührt, in ein nahegelegenes Geschäft zu eilen, um dort Ersatz für das soeben zertrümmerte Geschirr zu holen. Als er damit zurückkam, war sie noch damit beschäftigt, die Scherben in einem Korb zu sammeln. „Su“, meinte er, „for diesmol will eich dir's verzeihe, owwer wenn de mir widder emol mei Leibgericht verbrenne läßt, dann raachts noch ganz annersch!“

Wenn die Bienen schwärmen!

Zu den Leuten, die gerne etwas Süßes genießen, gehörte in den 80er Jahren auch ein hiesiger Gastwirt. Da er nun wußte, daß reiner Honig nicht nur süß, sondern auch heilkräftig ist, beschloß er, sich einen Bienenstand anzulegen. Dem Entschluß folgte bald die Tat und nicht lange danach summten eine Anzahl muntere Bienen um den geräumigen Stand, eifrig bemüht, für unseren Freund Honig einzusammeln. Allerdings gab es auch viel Arbeit damit, und ganz umsonst gab es den süßen Lohn nicht. Doch das verdroß unseren Freund nicht, als ein richtiger Bienenvater tat er alle Arbeiten, die erforderlich waren, um gute Ernten zu erzielen. Nun kommt aber eine Zeit, wo die Bienen schwärmen, und wenn es nicht gelingt, sie



durch Lärmmachen zum Festsetzen zu bringen, ist der Schwarm verloren. Dies traf bei unserm Freund einmal in der Heidelbeerzeit ein. Die Familie hatte sich gerade morgens am Tisch zum Kaffeetrinken gesetzt. Ein riesiger Heidelbeerkuchen zierte den Tisch — da rief die Mutter zur Türe herein: „Die Bienen schwärmen!“ Sofort sprang alles auf, jeder suchte sich Blechdeckel, Eimer und Gießkannen, und mit einem Heidenspektakel zog man in dem großen Garten dem Schwarme nach. — In die Wirtschaft aber schaute um dieselbe Zeit der Merkelbach herein. Ihm folgte der Kilbehannes, Reulephilipp, Probstekarl, der August (letztere Arbeiter von der Papierfabrik), die von der Nachtschicht kamen und regelmäßig dort ihren „Morgenkaffee“ in Gestalt eines Fruchtschnäpschen tranken. Auch ich war diesen Morgen mit von der Partie. Mit Feldherrnblick überschaute Merkelbach die Situation: Dort, schon weit ab die Kolonne hinter den Bienen, hier der so verlassen stehengebliebene Heidelbeerkuchen. Mit-

Papierfabrik Dr. Dr. Pirath, Hohemarkstraße 52, heute Pappen- und Kartonagenfabrik Kriesler.

leid mit ihm machte sich in den Herzen der Männer breit, und wie auf Kommando saß alles an dem Tisch. August goß den Kaffee ein, der Philipp schnitt den Kuchen, und gerade, als ein Freudengeschrei im Garten verkündete, daß der Feind bezwungen, d. h. die Bienen sich festgesetzt hatten, war die Gesellschaft mit dem Kaffee und Kuchen auch fertig und verschwand ebenso geräuschlos, wie sie gekommen. In einem Nachbarhaus ließ man sich Essig geben, eifrig wurden Lippen, Zähne und Zunge gereinigt, und dann auf einem kleinen Umwege die Wirtschaft wieder aufgesucht. So unterhaltend, wie diesen Morgen waren die Wirtsleute noch nie. Man merkte, sie wollten der Gesellschaft alles „am Munde absehen“, aber der „schwarze“ Verdacht schwand, als man die roten Lippen und weißen Zähne sah. Jetzt wurde uns auch das Leid mit dem Kuchen geklagt und kräftig halfen wir mit schimpfen. Aber, als nun seitens der Geschädigten auch noch der Wunsch ausgesprochen wurde, daß die Missetäter an dem Kuchen „platzen sollten“, tranken wir schnell jeder einen recht großen Schnaps. Platzen wollten wir gerade doch noch nicht!

Eine Depesche

Es war im Jahre 1898, als ich eines Morgens an den Stammtisch im . . . kam, an dem sich schon eine stattliche Zahl „Berjer“ versammelt hatte. Unser Wirt, sonst voller Witz und Schlagfertigkeit, lehnte trübselig auf dem Aufsatze des Buffets und schien mit seinen Gedanken überall zu sein, nur nicht zu Hause. Parlier Klimm gab sich alle Mühe, ihn für den Stammtisch zu interessieren; er erzählte die faulsten Witze, aber nichts verfiel. Da ging die Türe auf, Frau Wirtin, die oft die Freundlichkeit selbst war, grüßte, machte sich — ohne Notiz von ihrer stärkeren Hälfte zu nehmen — am Buffet zu schaffen und ver-

schwand wieder. „Aha!“, dachte ich, „also da sitzt der Haken!“ Ich wartete nun, bis sich der „Schwarm verlaufen hatte“ und wandte mich an den Wirt. „Ja sag einmal, was ist denn euch beiden über die Leber gelaufen? Sonst ein Leben wie zwei Turteltauben und heute — wie Hund und Katze!“ „Ja“, seufzte er, „Du hast leicht lachen, aber ich habe gestern eine Riesendummheit gemacht und meine „Alte“ (nur bildlich gemeint, denn „Sie“ war noch sehr jung) ist schwer geladen! Ein Donnerwetter habe ich schon heute Morgen über mich ergehen lassen müssen und das Nachspiel steht noch bevor.“ Wir setzten uns nun zusammen und er erzählte mir folgendes: „Gestern mittag fuhr ich, Geschäfte zu erledigen, nach Frankfurt und hatte Glück. Überall kam ich gut an, so daß ich schon um 8 Uhr wieder auf dem Hauptbahnhof war, um 8.20 Uhr zurückzufahren. Gerade wie ich die Fahrkarte lösen wollte, klopft mir einer auf die Schulter; wer war es, Freund A. aus Frankfurt. „Mensch!“, rief er, „endlich sieht man dich einmal wieder! Nun komm, eine Schoppenlänge wirst du mir schon noch gönnen.“ Gesagt, getan. Wir gehen nach einer gemütlichen Kneipe in der Nähe des Bahnhofes und treffen dort eine Menge guter Bekannter. So ein Wiedersehen muß gefeiert werden und, als die Freude aufs höchste stieg, machte man mir den Vorschlag dazubleiben und erst am anderen Morgen heimzufahren. Meine Bedenken wurden zerstreut. A. . . . erbot sich, meiner Frau eine Depesche zu senden, daß ich den letzten Zug versäumt habe. Erst wollte ich nicht, aber als es immer lustiger wurde, willigte ich ein und A. lief sofort weg, um die Depesche aufzugeben. Die Stunden schwanden und schon schlug die Uhr drei, als ich mich auf dem Sofa A.s ein paar Stunden niederlegte. Schlag 6 Uhr war ich im Hauptbahnhof und um 7 Uhr zu Hause. Ganz freundlich empfing mich meine Liebste und nötigte mich an den Kaffeetisch. Als wir so gemütlich beisammen saßen und ich ihr erzählte, wie ich vor lauter

Geschäfte zu spät an den Zug gekommen sei, wie ich dann die ganze Nacht vor lauter Sorgen und Gedanken um sie kein Auge geschlossen habe, sah sie mich mit einem recht boshaften Blick an und frug: „Sag mal lieber K...., wann geht denn eigentlich der letzte Zug in Frankfurt ab?“ „11 Uhr 20 Minuten“, antwortete ich ahnungslos. „So — o — o — o —!“, machte sie und das „So“ zog sich kilometerweise in die Länge. — „11 Uhr 20 — und hier?“ Dabei hielt sie mir die Depesche unter die Nase! Ich schaue hin und glaube, der Schlag trifft mich. Hatten doch wir Riesenrindviehcher die Depesche schon um 9 Uhr aufgegeben!“ —

Kummer und Kummern sind zweierlei Dinge

„Kummern! Kummern! Schöne Salatkummern, Stück für Stück fünfzig Pfennig!“ So pries ein bekannter Gemüsehändler seine Gurken an, als er mit seinem „orange-farbenen Schimmel“ die Vorstadt in Oberursel hinauffuhr. Es war die Zeit, zu der die ersten Gurken auf den Markt kommen, und so lockte sein Ruf alsbald eine Anzahl Hausfrauen an, die den Wagen umstanden und eifrig mit dem Händler um den Preis feilschten.

Nun wohnten aber auch da, wo der Wagen gerade hielt, zwei Männer, gute Freunde und Nachbarn, von denen jeder einen Hund hatte, die im Gegenteil zu ihren Herren in bitterster Feindschaft lebten. Auch sie waren auf der Straße erschienen und fuhren sofort mit wütendem Gebell aufeinander los.

Der eine der Hundebesitzer kam gerade die Straße daher, als sich die beiden Köter, fest ineinander verbissen, auf dem Bürgersteig herumwälzten. Schnell sprang er hinzu, um die Hunde zu trennen, doch vergebens, sie ließen nicht voneinander ab. Da fiel sein Blick auf den Wagen

des Gemüsehändlers, und er sah dort die großen Gurken. Er ergriff die größte davon und schlug auf die Hunde ein. Aber so geeignet Gurken auch für Gurkensalat sind, so ungeeignet sind sie zum Schlagen, und schon nach dem ersten Hieb flog die „Kummer“ in tausend Stücke. Eine zweite, dritte und vierte folgten ihrem Beispiel, und der Zweck wurde erreicht.

Die Köter, wohl erschreckt durch die sonderbare Waffe, ließen voneinander ab, und während der Nachbarhund mit eingezogenem Schwanz nach Hause trollte, bückte sich unser Freund zu seinem Hunde nieder, streichelte ihn und suchte ihn zu beruhigen. Da schob sich eine breite Hand vor seine Augen. Aufblickend sah er das lächelnde Gesicht des Händlers, und schmunzelnd sagte dieser: „Finf Kummern, Stick for Stick fufzig Fennig, mächt grad zwaa Mark fufzig Fennig.“ Und dann setzte er noch hinzu: „Däi woarn schnell verkaaft!“

Seufzend richtete sich unser Freund auf, strich sich mit der Hand über seinen vor Jahren einmal behaart gewesenen Kopf, zahlte dem Händler, schaute seinen Hund an und sagte: „Molly, Molly, zuou all dem Kummer, den de mer mächtst, jetzt aach noch zwaa Mark fufzig for Kummern!“

'runter von de Bock!

Es gibt und hat immer schon Leute gegeben, die neben den vielen Steuern und Abgaben, die bezahlt werden müssen, noch freiwillig eine „Narrensteuer“ entrichten; mit anderen Worten: Lotterie spielen! In den achtziger Jahren war es besonders die Frankfurter Pferdlotterie, deren Lose sehr begehrt waren, und wer die 3 Mark erschwingen konnte, erwarb ein Los, um bis zur Ziehung in der Hoffnung zu leben, glücklicher Besitzer eines schnittigen Vierspänners zu werden. So kam auch einst ein hiesiger Bür-

ger einen Tag vor der Ziehung nach Hause. Nach dem Abendessen rief er: „Kinder, schaut mal her“, und zog ein solches Los aus der Tasche. Das war ein Jubel! Das Los ging durch alle Hände, jeder und jedes betrachtete den darauf abgebildeten Landauer und die davor gespannten vier Fühse. „Den misse mir gewinne!“ Das war die einstimmige Meinung. „Ui!“, sagte die älteste Tochter, „die Orschler wer'n gucke, wann mir vierspännig vorfahre! De Babbe und die Mamme komme in Fond, ich setz m'r gegeiwwer“ — „un ich komm' auf de Bock“, rief da unvermittelt das Söhnchen dazwischen. Da fuhr aber die Mutter auf: „Du Laisbub, du uff de Bock? Du gehst runter von de Bock!“ „Un ich geh net runter.“ „Was? Wenn ich d's sage: Runter, dann awwer sofort!“ „Groad net!“ Entrüstet wandte sich die Frau an den Gatten: „Moritz (er hieß anders), sag du em, daß er sofort runter geht von de Bock!“ Als dieser aber zu der Auseinandersetzung nur schmunzelte, ergriff die Frau den Teppichklopfer und mit den Worten: „Runter von de Bock! Runter von de Bock!“ hieb sie wütend auf den Jungen ein, so daß dieser laut heulend aus dem Zimmer flüchtete. Auch die anderen Familienmitglieder verzogen sich schnell, während der Vater inzwischen die lange Pfeife angesteckt hatte und sich nach dem „Römischen Kaiser“ (heute „Deutsches Haus“) begab, um dem ehelichen Gewitter auszuweichen. — Am andern Tag war die Ziehung, und alles im Hause unseres Freundes wartete fieberhaft auf den Gewinn. Der Vater war schon früh in Geschäften nach Frankfurt gefahren und hatte versprochen, am Abend das Resultat mitzubringen. Kein lautes Wort wurde in der Familie gesprochen, und nur das Söhnchen murmelte in einem fort vor sich hin: „Ich komm doch uff d'r Bock, ich komm doch uff d'r Bock“, aber so, daß es die Mutter nicht hörte. Endlich war es Abend, und als der Vater ins Zimmer trat, waren alle Augen vertrauensvoll auf ihn gerichtet. „Dorchgefalle!“, das war das einzige,

was er sagen konnte, denn wie auf Kommando heulten alle laut heraus. Nur das brave Söhnchen rieb sich die Hände und sagte: „Deß iß recht, ganz recht iß eß!“ „Waaas?“, schrie die Mutter auf, „Deß iß recht? Ganz recht iß eß, sagt der verdorbene Bub. Hat mer schon emol suwoß erlebt, uns, de eigne Eltern die Freid net ze genne! Fui schäm d'r!“ „Un ich schäm m'r net, gar net schäm ich m'r, ich freu mir, weil ich ja doch net uff de Bock sitze derf . . .“

Nichts für ihn!

Ein alter Landwirt von hier besuchte seinen Sohn, der es zum höheren Staatsbeamten gebracht und in Frankfurt eine 4-Zimmer-Wohnung inne hatte. Auf die Frage eines Nachbarn, wie es ihm dort gefalle, meinte er: „Eich giehn do net mie hie! Väier (4) Stuwwe un iwwerall nix wäi Depsch (Teppiche), a mer waaß jo net emol, wu mer hie-speuze soll . . .“

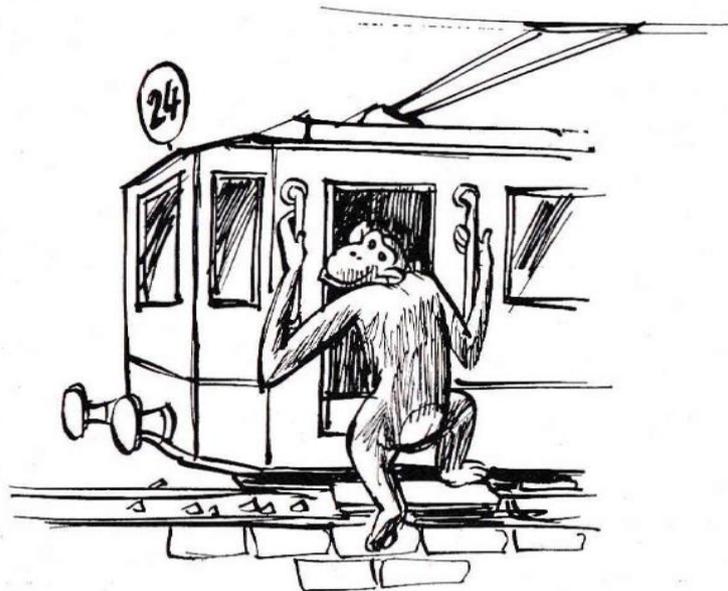
Die Marburger Wurst

Wenn in früheren Jahren in Oberursel irgend ein mutwilliger Streich verübt wurde, so konnte man sicher sein, daß, wenn es ruchbar wurde, die Ortspolizei, bestehend aus dem Stadtdiener Ilmstadt, den Kopf schüttelte und zum Bürgermeister Aumüller sagte: „Wer werds widder gewese sei? Die Torner!“ In den meisten Fällen hatte der Kasper recht! Im Turnverein war die hoffnungsvolle Jugend der damaligen Zeit vereinigt; Geld machte ihnen wenig Sorgen, da sie die meiste Zeit keins hatten, aber gut aufgelegt waren sie immer. Nun hatte der Abbe Hannes einmal Servalatwurst gemacht und sie im Laden direkt hinter der Ladentür aufgehängt. Ein Trupp Turner, der abends die Vorstadt passierte, hatte sie bald ent-

deckt. Zwar hingen sie für gewöhnliche Sterbliche zu hoch, aber für was war man denn im Turnverein! Der „Sachse Friedrich“ stellte sich gegen die Tür, der „Sodener Wilhelm“ stand im Nu auf seinen Schultern, ein Griff durch das offene Oberlicht und drei der schönsten Würste waren ihre Beute. Mit dieser zog jetzt die ganze Gesellschaft in den „Römischen Kaiser“, wo die Würste den Weg alles Irdischen gehen sollten. Aber o Schreck! Da saß der Abbe Hannes und dampfte in gewohnter Weise seinen Schwanenhals. Doch „Frechheit, du siegst!“ Die Würste wurden aufgeschnitten und neben den übrigen Gästen auch der Abbe Hannes zum Mitessen der angeblich aus Marburg bezogenen Würste eingeladen. Man ließ sich die Wurst schmecken, der Philipp Jamin konnte es nicht unterlassen, ihre Güte besonders hervorzuheben und betonte dabei, daß sie daneben auch sehr billig sei. Alles schmunzelte vor Behagen, da meinte Abt: „No, wäi vill Pund hatt ihr denn?“ „Mindestens vier!“, flog es dem Sachse Friedrich heraus! „Su, vier Pund, deß mächt, — 4 mol 8 gebt zwaaundreißig, also drei Mark zwanzig — un no dhout emol euer Geldbeutel eraus un bezaalt mer'sche gleich, dann brauch ich eich kaa Rechnung zu schicke, nett wohr, Philipp!“ Verdutzte Gesichter in der Runde, aber Abt machte ein so ernstes Gesicht, daß der Gesellschaft das Herz in die Hosen fiel und sie ihre, ach so mageren Geldbeutel zogen. Nun kamen Kupferpfennige in großer Zahl, Nickel schon weniger, und hier und da ein kleines silbernes Zwanzigpfennigstück zum Vorschein. Es wurde gezählt und gerechnet, aber immer wollte es noch nicht reichen, strenge Musterung ward in den Taschen gehalten und auch die letzte Münze ans Tageslicht befördert. Endlich war die Summe beisammen; ruhig strich der Abbe Hannes das Geld in die Hand zusammen und — reichte es der Wirtsfrau mit den Worten: „Su, Theres, jetzt gebb der Gesellschaft fir deß Geld Äppelwei!“

Der Aff' wird nicht mitgenommen!

Es war noch Vorkriegszeit. Freund G. hatte gute Vertretungen, einen Riesendurst und eine gutmütige Frau. So oft er nach Frankfurt mußte, brachte er stets einen gehörigen Schwips mit nach Hause. Auf die Vorhaltungen seiner Frau entschuldigte er sich mit den aufreibenden Geschäften, die er dort zu erledigen habe, und da bedürfe es nur ein paar Glas Bier oder Wein, um in einen solchen Zustand zu kommen. Unvorsichtigerweise äußerte G. einmal bei solcher Gelegenheit: „Wenn du's net glaabst, fohr emol met!“ Sie glaubte es ihm wirklich nicht, und als er sich zur nächsten Fahrt rüstete, rüstete sie sich auch. Alle Vorstellungen seinerseits nutzten nichts — sie fuhr eben mit. Es gelang ihm aber doch, hinter dem Rücken seiner Frau den nötigen Alkohol zu vertilgen und abends um 11 Uhr kam er mit einem ganz gehörigen Schwips an die Hauptwache. Seine Frau hatte große Mühe, ihn auf den Füßen zu halten, und als die Elektrische endlich kam,



verlor er bei dem Versuch zum Einsteigen immer wieder das Gleichgewicht, so daß der Schaffner sagte: „Naa Mann, mit dem Aff' nemme mer Sie owwer nit met!“ — „Sieh-ste! Sieh-ste“, sagte G. jetzt zu seiner Frau, „ich hobb d'r gleich gesaat, de sollst dehaam bleibe . . .“

Hasenschlingen

„Neue Besen kehren gut“, sagt ein altes Sprichwort und dies sollte sich auch bewähren, als in den 80er Jahren Gendarm R. . . . (nicht unser Freund Rüppel) nach hier versetzt wurde. Er kam als Neugebackener direkt vom Regiment, und wenn man auch im allgemeinen vom „Auge des Gesetzes“ spricht, hier in R. vereinigten sich „zwei Augen des Gesetzes“. Schärfe und Schneidigkeit echter „Baliner“ ersetzten bei ihm, was ihm an Körpergröße abging. Kaum hatte er seinen Dienst angetreten, so griff er auch schon sehr oft dahin, wo gewöhnliche Sterbliche ihr Herz haben, aber bei ihm und seinesgleichen ein dickes Notizbuch diese Stelle einnahm. Strafmandate regnete es nur so, und doch nahm seine Herrlichkeit bald ein Ende. Und das kam so. Eines Tages erschien er auf dem Rathause beim Bürgermeister Aumüller und machte Meldung, daß er in der Umgebung von Oberursel eine große Anzahl Hasenschlingen gesehen habe; ja man scheue sich nicht, diese am hellen Tage aufzustellen. „Hasenschlingen?“, fragte verwundert das Stadtoberhaupt, „jetzt im Frühjahr?“ und schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. „Wenn Sie et nich glooben, icke werde Ihnen die corpa delicti bringen“, erwiderte R., grüßte, machte echtpreußisch „kehrt“ und verschwand. — Nun machte er sich an den „Totengräbers Franz“, den er als Gelegenheitsarbeiter kannte; dieser mußte sich eine Schubkarre holen und beide zogen los. Von Wiese zu Wiese ging es, und bald war der Karren hoch beladen. Franz mußte

zweimal in die Hände spucken, ehe er die Last fortbringen konnte. Im Triumph zog R. mit seinen Trophäen in Oberursel ein. Stolz wie ein Imperator schritt er neben dem Karren her, während die ihm Begegnenden verwundert der sonderbaren Fuhre nachsahen. „Na“, meinte er bei sich, „dat Männeken op dem Rathaus wird Oogen machen, wenn ick mit die Beweise gleich gefahren komme!“ Franz mußte dann auf dem Marktplatz warten, während R. hocherhobenen Hauptes vor den Bürgermeister trat, mit einer Handbewegung nach dem Fenster wies und sagte: „Na, Herr Bürgermeista, zweifeln Sie immer noch?“ Dieser stand auf, trat an das Fenster, sah unten den Franz, der sich heimlich die Hände rieb, sah auch die „corpa delicti“, wie R. so schön gesagt hatte. R. wurde ungeduldig und fragte nochmals: „Herr Bürgermeista, habbe ick nu zuvillig gesagt, zweifeln Sie noch?“ Der Bürgermeister zweifelte aber nicht, denn die „Beweise“ lagen als schwere Last auf dem Karren, nur waren es keine Hasenschlingen, sondern „Maulwurfsfallen“. Das Donnerwetter, was sich nun über R. entlud, der Spott, der sich über ihn ergoß, als die Sache bekannt wurde, veranlaßten R. schon ganz bald, wieder den Staub Oberursels von den Füßen zu schütteln.

Er hatte was in der Hand!

Oberursel gehörte früher zum Amt Königstein und alle amtlichen Angelegenheiten wurden dort erledigt. Eines Tages begegneten sich zwei Oberurseler Bürger kurz vor Königstein. Der von Königstein kam, es war der Gärtner W., zog einen leeren Schubkarren hinter sich her. „Wuher?“, frug der andere. „Ei ich war wege Vormundsache oom Amt.“ „Oom Amt — no un der Schubkarrn?“ „Ja“, meinte W., „den hun eich blus metgenomme, deß ich woß in der Hand hatt! . . .“

Was er in der Realschule nicht lernte

Ein bekannter Landwirtssohn besuchte die frühere Realschule und nahm in seiner Klasse einen der ersten Plätze ein. Es ist möglich, daß er bei seinem Studium die landwirtschaftlichen Arbeiten etwas vernachlässigte. Eines Tages wurde er von seinem Vater beauftragt, die Kühe in den Wagen zu spannen, eine Arbeit, die ihm von frühester Jugend an immer flott vonstatten ging. Diesmal dauerte es besonders lange und es passierte ihm außerdem das Unglück, daß er der einen Kuh das Joch verkehrt auflegte. Der Vater kam, schon etwas ungehalten über die lange Dauer der Arbeit; als er aber erst das verkehrte Joch sah, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Betrocht eich emol den Kerl do, jetzt scheck (schicke) ich den schon 's dritte Johr in die Realschul, un dobei kann er noch net emol e Kouh entspanne . . .“

Sie hören auf den Pfiff

Die Jagd im Hohemarkbezirk hatte lange Zeit der Brauereidirektor B. von Frankfurt gepachtet und sich dort eine schöne Jagdhütte erbaut. Auch die Fischerei im Urselbach, die immer einen reichen Forellenbestand aufwies, gehörte ihm. Hierfür hatte Herr B. in Gestalt unseres Freundes Heinrich von der Hohemark einen tüchtigen Wächter, denn Heinrich hatte die Forellen selbst „zum Fr. . . . gern“ und betreute deshalb den Bach aufs Beste. Er wußte stets, wo die schönsten Fische standen, so daß es ihm gar nicht schwer fiel, den Pächter und dessen Gäste, wenn sie auf der Jagdhütte weilten und Forellen verlangten, stets schnell mit Prachtexemplaren zu bedienen. Dem Chauffeur, der diese bei Heinrich bestellen und abholen mußte, fiel diese Schnelligkeit auf, und auf

seine neugierige Frage erhielt er die Antwort: „Ei, dai kenne mich, wann eich pfeife, do komme se!“ Zweifelnd schüttelte der Mann den Kopf, und, um ihn zu überzeugen, lud ihn Heinrich ein, das nächste Mal dem Fang zuzusehen. Dies geschah sehr bald. Sie gingen den Bach längs und machten an einer Brücke Halt. Der Fischer spannte sein Netz vor der Brückenöffnung aus und bat den Chauffeur, jetzt genau aufzupassen. Während dieser gespannt auf das Netz sah, nahm Heinrich heimlich einen Stein auf, warf ihn über seinen Rücken weg, so daß er auf der anderen Seite in den Bach fiel und fing gleichzeitig laut zu pfeifen an. Die durch den Steinwurf erschreckten Fische schossen unter der Brücke durch und natürlich ins Netz, so daß bald mehr als die gewünschte Zahl im Netz zappelten. Die Größten und Schönsten wurden heraus-sortiert, die anderen der Freiheit wiedergegeben. „Hast de's jetzt gesehn?“, frug er jetzt mit dem harmlosesten Gesicht der Welt den Chauffeur, der sich überzeugt von dieser „Wahrheit“ auf den Weg zur Jagdhütte machte. Hier war es sein erstes, dem Jagdpächter das Erlebnis zu erzählen. Als dieser ihn auslachte, ging er brummend an seine Arbeit und meinte für sich: „Woß ich met eigene Aage gesehe, des loß ich mer net obstreite, der Heinrich peift, un die Forelle komme!“

Die Bierpille

Es war einmal eine schlechte Äpfelernte gewesen, der Preis für Apfelwein hatte ganz gehörig angezogen, und es war selbstverständlich, daß selbst „Geschworene“ sich dem Biergenuß hingaben. Da — wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf die Kunde ein: „Das Bier wird auch teurer, und zwar um ‚einen ganzen‘ Pfennig pro Glas“ (13 Pfennig statt 12). Die „Volksseele“ kochte. An allen Stamm-tischen hörte man nur noch von Boykott sprechen und ge-

schimpft wurde über die Begehrlichkeit der Brauer, die schon längst keinen Hopfen und kein Malz mehr verarbeiten, sondern nur noch chemische Mittel anwenden würden usw. usw. „Da könnt ihr recht haben“, meinte der Bärenwirt, als seine Stammgäste dasselbe Thema behandelten, „war doch dieser Tage ein Vertreter von Griesheim hier, der mir Bierpillen offerierte, die wirklich ganz vorzüglich sind. Ein Glas Wasser, eine Pille hinein und das Bier ist fertig“. Da wurde unser Freund Paul, dem im „Bären“ immer wieder „Bären“ aufgebunden wurden, aufmerksam. Bierpillen, das war eine Neuigkeit, mit der er seinem Schwager, einem Fabrikanten, der ihn so oft ausgelacht, imponieren konnte. Leider hatte der Bärenwirt schon alle Pillen verbraucht, doch versprach er dem Paul eine Probe, sobald der Reisende wieder vorsche. Und richtig, schon zwei Tage später konnte der Bärenwirt mit neuen Pillen aufwarten. Ein Glas Wasser stand bereit, die Pille wurde hineingeworfen, das Wasser bräunte sich und schäumte, daß es eine Lust war. Inzwischen hatte der Wirt ein frisches Schöppchen gezapft, und während unser Freund Paul sich umdrehte, um die Stammtischgäste aufmerksam zu machen, wurde das Schöppchen vertauscht. Paul kostete nun bald von seinem Bier, bald von dem frischen Schöppchen und konnte freudestrahlend berichten, daß man gar keinen Unterschied merke. Jetzt ließ er sich die noch vorhandenen Pillen geben und zog ab, um auch seinen Schwager zu überzeugen. Das Experiment gelang vorzüglich, denn abends erschien der Schwager am Stammtisch und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. „Was habt ihr nur mit dem Paul gemacht? Um 2 Uhr hat er das neue Bier fabriziert und getrunken, um 3 Uhr hat er sich nach einem ‚stillen Örtchen‘ zurückgezogen, von dem er jetzt, um halb sechs Uhr, noch nicht zurückgekehrt ist!“ Das gab ein Hallo,

„Bären“, Vorstadt 2, Ecke Vorstadt / Oberhöchstadter Straße. Dort befand sich auch das erste Oberurseler Kino.

das noch lauter wurde, als gegen 6 Uhr Freund Paul auf der Bildfläche erschien, totenbleich, und zu dem Wirt sagte: „Weißte, Karl, wenn de die Bierpillen wirklich einführen willst, dann muß unbedingt Opium zugesetzt werden, sonst — — —“, weiter kam er nicht, er verschwand plötzlich wieder, um zu demonstrieren, warum er Opium zugesetzt haben wollte!

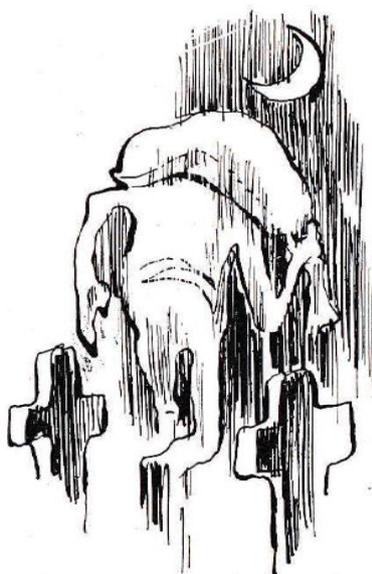
Eine Geistergeschichte

Obwohl der „Gasschmidt“ schon frühzeitig für die „Erleuchtung“ Oberursels gesorgt hatte, ist es doch in manchen Köpfen hier noch lange dunkel geblieben, und die Gespensterfurcht blühte in den 60er und auch noch in den 70er Jahren ganz besonders. Nicht nur die bekannten alten Weiber beiderlei Geschlechts, auch sonst ganz beherzte Leute gingen abends scheu an dem alten Friedhof bei der Stadtkirche vorüber, denn dort war es auf einmal „nicht geheuer“. Frauen aus der Nachbarschaft hatten um Mitternacht eine weiße Gestalt auf dem Friedhof gesehen, die aus dem Turm hervorkam und an der Mauer nach der Marienstraße zu verschwand. Eine krumme Gestalt ohne Hände, einen fürchterlich dicken Hals und — keinen Kopf! Unterm Arm, wie es eigentlich bei derartigen Spukgestalten Mode ist, trug sie den Kopf auch nicht; mußte ihn also irgendwie verloren haben.

Nun war im Jahre 1835 in Wiesbaden ein Oberurseler namens Reitz durch das Beil hingerichtet worden, weil er einen Lederhändler umgebracht hatte. Was lag den „Tanten“ näher, als zu erklären: „Der Reitz geht um!“ Bald war es Stadtgespräch, und die ganze damalige Mordgeschichte wurde der Jugend wieder mit allen Einzelheiten und Übertreibungen aufgefrischt. Kein Wunder,

Die Gasfabrik war bereits am 20. 10. 1864 in Betrieb genommen worden. Sie befand sich „Im Setzling“.

daß diese sich bei eintretender Dunkelheit kaum noch auf die Straße wagte. Da, in der größten Not, erschien der Retter. Der damalige Stadtdiener, ein aufgeklärter Mann, verbarg sich eines Abends mit mehreren Nachtwächtern auf dem Friedhof. Kaum ertönte auf der Turmuhr der erste Schlag der Mitternachtsstunde, als die weiße Gestalt wirklich aus dem Turmeingang kam, um quer über den Friedhof zu schreiten. Den Männern pochte das Herz doch ganz gewaltig, denn von einem Kopf war wirklich



nichts zu sehen. Doch als die Gestalt näherkam, sah man dort etwas anderes, nämlich einen schweren Sack Mehl, den diese quer über beide Schultern liegen hatte. Als die Männer dem „Geist“ ein donnerndes „Halt“ entgegenschmetterten, warf er ihnen den Sack vor die Füße und eilte in großen Sprüngen, den wiedergefundenen Kopf vorstreckend, dem Turmeingang zu. Aber gerade jetzt handelte er „kopf-los“! Er rannte dort dem Nachtwächter S. gerade in die Arme. Dieser griff feste zu, die anderen kamen herbei und die Laterne beleuchtete den Mahl-

burschen einer benachbarten Mühle, der die allgemeine Gespensterfurcht benutzt hatte, um gestohlenen Mehl über den Friedhof hinweg seinem Abnehmer zu bringen. Eine gehörige Portion „ungebrannte Asche“, an Ort und Stelle verabreicht, und einige Wochen Kittchen bildeten den Abschluß dieser Gespenstergeschichte. Während ganz Oberursel über den Ausgang lachte, gab es nur bei den „stillen Teilhabern“ des Geistes lange und böse Gesichter. Denn die Rechnung, die ihnen seitens des Müllers über den nächtlichen Mehlbezug zugestellt wurde, war gehörig gesalzen!

Die schlagende Verbindung

Im „Bären“ sitzen am „Kutschertisch“ anfangs dieses Jahrhunderts in der bekannten gemütlichen Runde auch zwei hiesige Zimmerleute, mit Gliedmaßen ausgestattet, wie sie eben echte Zimmerleute haben müssen. Ein angehender Student, Stehkragen Façon „Mucki“, etwas angesäuselt, taumelt in der Wirtschaft herum und stößt verschiedene Male an dem Stuhl des einen an. „No“, meinte dieser, „gewwe se doch e bissi ocht!“ „Waaas?“, krächte der Musensohn, „achtgeben? Was sind Sie? Sind Sie überhaupt satisfaktionsfähig, gehören Sie einer schlagenden Verbindung an?“ „Deß will ich maane, sagt der Zimmermann, „ich schloge de ganze Dog!“ „Äh, äh“, machte das Studentlein und fuhr ihm mit der Hand ins Gesicht, „Sie — schlagende Verbindung? Bitte Beweis!“ Da flog ihm O.s Kuchenbrett (bei gewöhnlichen Menschen Hand genannt) ins Gesicht, so daß er sich um sich selber drehte und unsanft auf den Boden setzte. „Langts?“, frug O., „odder willste noch mie Beweise?“ Es hat gelangt, denn das Studentlein raffte sich unter dem Gelächter der Stammtischbrüder auf und verschwand in Windeseile.

„Bären“, Vorstadt 2, Ecke Vorstadt / Oberhöchstadter Straße. Dort befand sich auch das erste Oberurseler Kino.

In luft'ger Höhe

Dort, wo die alte Apotheke steht, stand in den 60er Jahren das Häuschen des Manufakturwarenhändlers Reichold, das ein neues Dach erhalten sollte. Die Zimmerleute hatten das Gebälk aufgeschlagen, die Dachdecker ihre Latten aufgenagelt und ein buntgewimpeltes Bäumchen zeigte dem Hausherrn an, daß die Zeit gekommen sei, den immer durstigen Handwerkern die üblichen Bembel nebst der durstfördernden Wurst zu spenden. Dies geschah denn auch in ausgiebiger Weise. Die Uhr hatte die elfte Stunde geschlagen, still und leer waren die Gassen, denn die Oberurseler gingen in dieser Zeit früher zu Bett als heute, als ein Trupp Turner aus der Turnstunde kam. Unter diesen befanden sich der Architekt Hch. K., die Dreher Ph. J., der Sodener Wilhelm, der Sodener Friedrich, lauter aufgeweckte Burschen. Kaum sahen sie das Bäumchen so einsam da oben stehen, als sie zu einer kurzen Beratung zusammentraten. Gleich darauf verschwanden verschiedene, um mit Mahnen* wiederzukehren; mit dem des Weges kommenden Nachtwächter Scholino wurde ebenfalls mit dem Erfolg verhandelt, daß er sich am Herzbache postierte. Nun begann ein emsiges Leben in dem zu dem Häuschen gehörigen Hofe. Jetzt erschien einer auf der Leiter, stieg über die Dachlatten zum First, während andere sich in regelmäßigen Abständen verteilten. Ein geheimnisvolles Treiben hub an, das bis lange nach Mitternacht dauerte. Kam ein einsamer Wanderer die Straße daher, so ließ der Nachtwächter einen leisen Pfiff ertönen und sofort herrschte oben Ruhe. Endlich verschwanden die Brüder, und der Nachtwächter machte wieder seine Runde, um seelenruhig um halb ein Uhr die Mitternachtsstunde auszurufen. Ein prächtiger Anblick bot sich am anderen Morgen den ersten Passanten. Hoch oben in luftiger Höhe stand, kunstgerecht

* geflochtener Korb

beladen, ein Wagen mit Mist! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde im Städtchen, selbst die gewohnheitsmäßigen Langschläfer machten sich auf die Lappen, um das Wunder zu schau'n, und bald staute sich fast die gesamte Einwohnerschaft vor dem Häuschen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. „Der Reichold will den Mond düngen!“ „Er will immer hoch hinaus und seinen Mist gleich über die Milchstraße fahren!“, hieß es, und wütend wandte sich Reichold an den hinzukommenden Bürgermeister Aumüller. Dieser besah sich die Sache, schwur, daß es den Tätern, falls sie erwischt würden, teuer zu stehen komme, konnte aber ein leichtes Schmunzeln nicht unterdrücken. Sodann ließ er den Nachtwächter kommen. „Ja“, meinte Scholino, „deß muß met d'm Deiwel zougange sei! Eich hunn alle Aagebleck emol in die Hieh geguckt, owwer nix geseh!“ Der Ph. J. aber, als er dies erfuhr, sagte zum Crana: „Bis der Scholino däi Flasch, wo mir em spendiert howwe, leer hatt, hott er allerdings su oft in die Hieh gucke misse (trinke), deß er zuletzt iwverhaabt nix mieh seh' konnt!“

Erkenntlich

Es war lange vor dem ersten Weltkrieg, und die Milch so reichlich in Oberursel zu haben, wie es auch heute wieder der Fall ist. Selbstverständlich waren die Landwirte für jeden neuen Kunden, der sich meldete, dankbar. So war es auch, als ein neuer Postmeister hierher kam und er auf Empfehlung bei einem jetzt auch längst verstorbenen Landwirte seine Milch bestellte. Beim Abendessen erzählte es seine Frau freudig ihrem Manne. „No“, meinte dieser, „do wern owwer jetzt kaa Briefmarke mieh beim R. . . . (einem Kaufmann) geholt. Jetzt gieht er immer uff die Post, dann der Mann soll seh, deß mir aach erkenntlich sei!“

Der stumme Willi

Ein gesunder Humor, stets viel Durst, wenig Geld und ein gottloses Mundwerk zeichneten unseren Freund Willi, dessen Wiege im Herzen Preußens stand, vor allen seinen Mitbürgern aus. Nichts konnte seiner guten Laune Abtrag tun, und selbst den schwierigsten Lebenslagen, in die er bei seiner starken Familie leider so oft geriet, wußte er die guten Seiten abzugewinnen. In alles sprach er hinein und wurde gar manchmal der Schrecken des Stammtisches im „Frankfurter Hof“. Als er es eines Abends wieder gar zu toll trieb und sein Mundwerk mit 60 km Geschwindigkeit ging, rief der Fabrikant M. wütend: „Wenn Du doch nur einmal 8 Tage den Schnabel halten wolltest!“ „Was bekomme ich?“, war die Gegenfrage. Nun begann ein Feilschen, das einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Schließlich einigte man sich auf 20 Mark, damals eine große Summe, und setzte 8 Tage lang die Stunden von 7 bis 9 Uhr als „Schweigestunden“ fest. In den Zeitungen erschien folgende Anzeige:

<p>Achtung! Achtung!</p> <p>Der stumme Willi!</p> <p>Größte Sehenswürdigkeit Oberursels!</p> <p>Jeden Abend von 7-9 Uhr im „Frankfurter Hof“</p>
--

Das waren 8 Tage! Alle Injurien wurden ihm an den Kopf geworfen. Willi schwitzte vor Wut, er litt Tantalusqualen, aber, wenn er losplatzen wollte, fiel sein Blick auf das 20-Mark-Stück, das so verführerisch vor ihm lag, und er blieb stumm. Endlich, endlich nahte die Erlösungs-

„Frankfurter Hof“, früher Adenauerallee 32, das alte Gebäude, in dem sich die Wirtschaft befand, wurde durch Neubau ersetzt.

stunde. In den Zeitungen war wieder auf die „Zungenlösung des stummen Willi“ aufmerksam gemacht worden, und so hatten sich an diesem Abend die Stammtischrunde und auch sonstige „Zuschauer“ recht zahlreich eingefunden. Alle Augenblicke sah Willi nach der Uhr. Die Zeiger wollten gar nicht weiterrücken, und dabei trieben es seine Freunde noch toller als zuvor. Endlich hub die Uhr an zu schlagen! Aber ehe noch der 9. Schlag verhallt, schob sich eine breite Hand über das Goldstück. Willi sah auf. Da stand sein Hauswirt, der von ihm unbemerkt nähergetreten, vor ihm, steckte das Geld in die Hosentasche und meinte freundlich: „Gelt, Willi, es ist Dir doch recht, wenn ich das auf die rückständige Miete anrechne!“ Jetzt brach ein Heiterkeitssturm und ein Jubel los. Willi aber saß mittendrin und war zum ersten Mal in seinem langen Leben — wirklich sprachlos!

Ja, die Liebe!

Als der Turnverein 1861 seinen Turnplatz dort, wo heute die evangelische Kirche steht, einweihte, kam mein Freund Sch. zu seiner ersten Liebe. „Sie“ war eine Oberbayerin von Geburt, übertraf meinen Freund nicht nur an Jahren, sondern war auch in der Liebe viel erfahrener als „er“. Etwas ängstlich von Gemüt bat sie meinen Freund des Abends, doch mit ihr nach Hause zu gehen, denn sie fürchte sich sehr vor Gespenstern, und diese sollten gerade im Hause ihrer Dienstherrschaft, sie war bei einem bekannten Metzger und Wirt in Stellung, sehr stark vertreten sein. Sch., schon damals ein strammer Bengel, säumte nicht, ihr diesen Wunsch zu erfüllen und, da er sehr rücksichtsvoll war, zog er, bevor er mit ihr die Treppe zu ihrem Schlafgemach bestieg, die Stiefel aus. Das Zimmer, das von einem Nachtlichtchen spärlich erhellt war, teilte sie mit den kleinen Kindern des Wirtes. Wäh-

rend sie sich auszog, schaute er schämig nach der Wand, setzte sich dann zu ihr ans Bett, um sie in den Schlaf zu singen. Da seine Stimme sich besser zum Rindfleischessen als zu süßem Gesang eignete, wachte eines der Kinder auf und schrie jämmerlich. Auf das Geschrei eilte zuerst die Mutter herbei, fand aber natürlich keinen Einlaß. Gleich darauf polterte es wieder auf der Treppe und nun galt es einen Feldzugsplan zu entwerfen, um entweichen zu können, denn mit dem Metzger, er schrieb eine gute Handschrift, war nicht zu spaßen. Sch. stellte sich mit den Stiefeln in der Hand an die Türe, das Mädchen sollte, sobald es klopfte, die Tür weit aufreißen und Sch. wollte dann dem Metzger zwischen den Beinen durchschlüpfen. Es ging auch zuerst ganz programmäßig, nur daß, als unser Freund zwischen den Beinen war, diese sich fest schlossen und vorerst nur die Stiefel die Treppe hinunter kollerten. Inzwischen machte sein Rücken da, wo er auf-



hört, anständig zu sein, innige Bekanntschaft mit einem derben Rauchstecken. Hageldicht fielen die Hiebe, begleitet von dem mörderischen Geschrei der Kinder, dem Schimpfen und Fluchen des Metzgers und dem Ächzen und Stöhnen unseres Freundes, bis es ihm endlich gelang, sich durchzuzwängen und, von einem tüchtigen Fußtritt gefördert, kopfüber die Treppe hinunter zu schießen. Auf den Strümpfen trat er den Heimweg an und hat es dann vorgezogen, nur noch im Mondschein zu poussieren. Räume, die von Nachtlichtern erhellt wurden, waren ihm von da an ein Greuel.

Ein Gemütsmensch

Früher war der Totengräber kein städtischer Beamter, sondern ein Grundarbeiter oder Maurer, der für jede Beerdigung einen bestimmten Betrag erhielt. Da traf ich einmal im Hochsommer den Totengräber K. in übelster Laune. Auf die Frage, was ihn so bedrücke, schimpfte er: „E Gewitter solls kräie, kaa Mensch will sterwe, eich waaß net mieh, wuvoo ich lewe soll . . .“

„Beinah“ beim Schiedsrichter

„Politik gehört an keinen Wirtstisch“, das sollten einmal zwei gute alte Freunde am eigenen — Geldbeutel erfahren. Der eine, politisch stark konservativ, der andere waschechter Demokrat, gerieten sich wegen einer politischen Meinungsverschiedenheit am Stammtisch in der „Krone“ schwer in die Haare, soweit dies, wörtlich genommen, bei ihnen noch möglich ist. Es kam so weit, daß der Konservative wutentbrannt auf den Tisch hieb und schrie: „Jetzt ist Schluß mit der Freundschaft! Wir „Krone“, früher Vorstadt 13.“

sprechen uns wo anders weiter!“ Mit diesen Worten verließ er das Lokal. Trotzdem wäre, wie schon so oft, auch dieses Mal die Sache glatt im Sande verlaufen, wenn nicht ein „guter Freund“, ein Mann, der sich viel in „höheren Regionen“ aufhielt, den Konservativen am anderen Morgen so weit gebracht hätte, daß er mittags um 4 Uhr zum Schiedsrichter wollte. Den Gegner bestellte der „Freund“ ebenfalls um diese Zeit auf den Marktplatz, eine ganze Anzahl Bekannter aber in den „Hirsch“. Schlag 4 Uhr, als der Beleidigte die Treppe zum Schiedsrichter hinaufwollte, stieß er auf seinen Freund von gestern. „Wohin?“, frug dieser. „Bei'n Schiedsrichter, ich wern dersch weise (zeigen)!“ „Gieh fort, Schlechter, a wann der jo nur die Fedder in die Dinde dunkt, kost's doch aan von uns schun drei Mark!“, war die Antwort. Da stutzte der Konservative, kratzte sich hinter den Ohren und sagte für sich hin: „Drei Mark!“ Dann warf er den Kopf in den Nacken und meinte: „Naa, deß gebts doch nett, waaßte woß, do giehn mer läiber in ‚Hirsch‘ un trinke Äppelwei dafür!“ Dieser weise Vorschlag fand sofort Zustimmung, der Frieden war geschlossen und mit Jubel wurden die Wiederversöhnten dort empfangen. Wieviel Bembel getrunken und wieviel Fleischwürste dabei vertilgt wurden, wollen wir heute nicht mehr erwähnen. Vom Hirsch zog dann die ganze Gesellschaft in die „Krone“, wo ihnen noch eine Schüssel Frikadellen und natürlich der zum Hinunterspülen nötige Äpfelwein zum Opfer fiel. Großer Jubel herrschte bei allen, ob der so schnellen Wiederversöhnung, lange Gesichter aber gab es am anderen Tage bei beiden, als sie das Feld ihrer Tätigkeit absuchten, um die Zeche zu bezahlen. Das waren aber vielmals drei Mark geworden! Wehmütig betrachteten sie die ziemlich leer gewordenen Geldbeutel, ein Wort gab das andere und dabei stellte sich heraus, wer überhaupt der „eigentlich Schuldige“ an dem „Gang nach dem Schiedsrichter“ war. Grimmige Rache wurde dem „falschen

Freund“ geschworen, aber sie kam nie zur Ausführung. Die Zeit heilt bekanntlich alle Wunden und, da der „Freund“ es verstand, „die Wunde“, die er den beiden geschlagen, mit einigen Bembeln nebst Zugaben „fachgemäß“ zu verbinden, war der Friede auf der ganzen Linie hergestellt. Geraten die Freunde, was nicht gerade selten der Fall ist, doch wieder einmal aneinander, genügt der Zwischenruf: „Schiedsrichter!“ und die Sache ist, aber jetzt stets auf trockenem Wege, erledigt.

Er hat's ihn nicht geheißten!

In früheren Zeiten, wo man noch keine Kinos, Radios und sonstige o's kannte, kamen ab und zu sogenannte Schnellläufer nach Oberursel. Sie waren in bunte Trikots gekleidet und trugen einen Schellenbaum auf dem Kopfe. So rannte auch einmal ein solcher, gottweißwievielmahl um den Marktplatz, wo sich bald eine große Menschenmenge versammelte. Nach Beendigung des Laufes ging es dann an's Einsammeln. U. a. kam er auch bei den Metzger Burkard, bekannt unter dem Namen „Lämmerhannes“. „Woß iß dann?“, frug dieser. „Ei ich sein en Schnellläufer un ewe furchtbar schnell gelaufe!“ Mit den Worten: „Hun ich's Dich gehaaße“, drehte sich der Hannes um und verschwand.

Ein Ausflug zu dreien

Wenn einem tagtäglich von ganz vorzüglicher Bauernwurst gesprochen wird, daß einem das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn es dann immer wieder heißt: „Kommt nur und eßt, soviel wie ihr wollt“, dann müßte man ja geradezu Vegetarier sein, um einem solch lockenden Ansinnen widerstehen zu können. So ging es auch zwei wackeren Freunden von uns. Sie hatten der Ein-

ladung eines bekannten Landwirtes aus dem benachbarten Milchbach Folge geleistet, um dessen hausgeschlachtete Wurst zu versuchen. Bauernwurst ist bekanntlich gut gewürzt und der Milchbacher Äpfelwein mundet dann natürlich doppelt gut. Unsere Freunde, zu denen sich noch als „Dritter im Bunde“ der gute, dicke Onkel gesellt hatte, schlugen eine gute Klinge, und der Hohenastheimer wurde entsprechend seiner Güte gebührend gewürdigt. Inzwischen, die Sterne standen schon am Himmelszelt, war es Zeit geworden, an den Heimweg zu denken. Das ist nun aber in Milchbach leichter gedacht, wie getan, denn der Ort liegt ziemlich weit von der elektrischen Bahn entfernt, der Weg, an und für sich schon langweilig, wird es doppelt, wenn man dabei auch noch „schief geladen“ hat. Doch frohgemut begaben sich die dreie auf die Landstraße, die aber an diesem Abend merkwürdig im Zickzack führte. Die elektrische Bahn konnte man von dem vor Milchbach liegenden Berg schon von weither kommen sehen, und richtig, viel zu frühe für die Wanderer erschien das grüne Licht des letzten Wagens. Aber der Mensch muß sich zu helfen wissen, und während der gute Onkel im Dauerlauf auf der Straße keuchte wie eine Güterzuglokomotive, benutzten beide, allerdings etwas unfreiwillig, die sich rechts und links der Straße hinziehenden — Wassergräben. Bis an die Brust in dem feuchten Element arbeiteten sie sich so schnell vorwärts, daß der Onkel auf der Landstraße kaum nachkam. Die Elektrische nahm die zwei wackeren Schwimmer und den Dauerläufer (eigentlich alle sechs) mit und — was sehr anerkennenswert — gegen „einfache“ Fahrscheine. — Über das, was sich später in den trauten Heimen abspielte, davon wollen wir ehrlich schweigen, und mir wurde versichert, daß alle drei geschworen haben, Milchbach nicht eher wieder zu besuchen, bis wenigstens von „Steinbach“ nach Oberursel Auto- oder Flugzeugverkehr eingerichtet ist!

Gaswerk

Als die Stadt 1901 das Gaswerk verkaufte, waren erst viele Verhandlungen nötig und die betreffenden Akten schwollen riesig an. Eines Tages nun waren sie verschwunden und trotz eifrigstem Suchen nicht zu finden. Der Bürgermeister, der sie haben wollte, machte seinem Unmut laut Luft. Da horchte der jüngste Lehrjunge (er ist heute ein angesehener Beamter in einer anderen Stadt) auf. „Die Gasakte?“, frug er, „ei die liege doch auf ihr'm Platz!“ Auf die Aufforderung hin, sie zu holen, zog er das Bündel mit aller Seelenruhe aus dem Fach, wo sich auch die Akten über „Ziegenböcke“ befanden. Er hatte sie in aller Unschuld für eine Akte über Gaase (Ziegen) gehalten und die gehörten seiner Meinung nach zu den Ziegenböcken!

Die Kuckucksuhr

Vom alten Nikolaus Crana war in unseren Schnurren manchemal die Rede; er war eben eines der echten Oberurseler Originale, an denen vor 50 und 60 Jahren kein Mangel war. Gar zu gerne spielte er anderen einen Schabernak, aber wie er selbst einmal, und zwar bei seiner eignen Frau, seiner Kathrin, hereinfiel, wollen wir hier erzählen.

Es war im Winter, an einem Samstag abend, Kathrine fühlte sich nicht ganz wohl und ging, nachdem ihr der Nikolaus hoch und heilig versprochen hatte, um 10 Uhr zu Hause zu sein (um 11 Uhr war damals Polizeistunde), früh zu Bett. „Der Geist war ja beim Nikolaus willig, aber — das Fleisch auch an diesem Abend schwach“, und anstatt 10 Uhr war es wieder beinahe 12 geworden, bis Nikolaus glücklich im ehelichen Schlafgemach war. Er horchte auf die tiefen Atemzüge seiner Kathrin, zog sich Nikolaus Crana wohnte in der Hospitalstraße 17.

geräuschlos aus und wollte gerade ins Bett schlüpfen, als die Kuckucksuhr anfing, zwölf zu schlagen. Mit einem Sprung war Crana an der Uhr und hielt, als der zehnte Schlag verhallt, das Gewicht mit der Hand an. So stand er eine ganze Weile, aber seine Kathrin schien nichts gehört zu haben, denn sie regte sich nicht. In Gedanken versunken, ließ er jetzt das Gewicht los und — zweimal erschallte der Kuckucksruf, als sich auch schon Kathrin aufrichtete, die Schlafhaube zurückschob und schrie: „Su, dou Lomp! Su hälste dei Verspreche? Um zehe Uhr sähste, un ewe schlegts zwaa!“ Ein wahrer Sturzregen ergoß sich über ihn und er bekam Worte an den Kopf geworfen, mit denen man nur vierbeinige Geschöpfe zu bezeichnen pflegt. Crana hielt still und ließ alles über sich ergehen, denn er war doch, wenn es auch eben erst zwölf schlug, übern „Zapfenstreich“ ausgeblieben. Merkwürdig war es nur, daß einige Tage später das Schlagwerk an der Uhr versagte und der Uhrmacher Kirchner lange, sehr lange Zeit brauchte, bis er den Fehler entdeckt und die Uhr reparierte, aber der Kuckucksruf war dabei sehr leise geworden.

Ein Radikalmittel

Mein Freund, seines Zeichens Zimmermann, hatte bei einem hiesigen Landwirt eine Reparatur zu machen. Da brachte ihm die Frau ein vollständig vom Holzwurm zerfressenes kleines Schränkchen und frug, ob er denn kein Mittel wüßte, den Wurm daraus zu vertreiben. „Doch!“, antwortete dieser, „das gibts!“ Da bat ihn die Frau, das Mittel, wenn möglich, sofort anzuwenden. „Wanns weiter nix iß“, meinte mein Freund, nahm die Axt und schlug mit ein paar Hieben das Schränkchen zu Trümmer. „Su“, meinte er zu der wie Lots Frau Dastehenden: „Nur jetzt unnern Kessel un Wäsch domet gekocht, do solle se mol seh, wäi schnell de Wurm draus eß!“

Das hätte nicht kommen dürfen!

Es war einer der letzten und schönsten Maskenbälle der diesjährigen Faschingszeit, auf dem einem unserer guten Bekannten eine fesche Maske auffiel. Sein „Kennerblick“ schätzte sie: „Witwe in den besten Jahren“, oder „reifere Frau“. Er schlängelte sich an sie heran und fand auch bald den gewünschten Anschluß. Donnerwetter, war die mollig und hingebend, das mußte ausgenutzt werden. So ließ unser Freund es sich nicht nehmen, nicht nur fleißig das



Tanzbein zu schwingen, sondern zeigte sich auch sonst recht spendabel, wobei ihm einzig und allein auffiel, daß die holde „Fee“ ein gutes Quantum Wein vertrug und auch eine ganz vorzügliche Klinge schlug. Ein Rumpsteak und zwei Schnitzel nahmen bei ihr auch den Weg alles Fleisches, aber Zweifel, die bei ihm aufstiegen, wurden durch einen Blick auf die kleinen, in Handschuh steckenden Händchen, und das zierliche Füßchen schnell wieder beseitigt. Er mutmaßte im Laufe der Nacht, daß er es mit einer „unverstandenen Frau“ zu tun habe, deren Mann

neben dem Unverstand wohl auch sehr eifersüchtig sei und sie sicher vor dem Lokal erwarte. Auf dringendes Bitten seinerseits wurde ihm jedoch bereits für Aschermittwoch Abend ein Wiedersehen versprochen, und zwar sollte er sie in der Allee am Bahnübergang erwarten. Ob sie von Bommersheim sei, oder gar von Frankfurt komme, frug er, als er ihr beim Abschied in den Mantel half. „Das nicht“, sagte die „Schöne“ plötzlich mit rauher Stimme, indem sie die Handschuhe auszog und ihm eine schwielige Arbeitshand entgegenstreckte: „Ich sein ‚der und der‘ (sein Name), schaffe in der Maschinenfabrik X un hobb um 5 Uhr Feierabend.“ Sprach’s und verschwand, ehe unser plötzlich sprachlos gewordener Freund den weit aufgerissenen Mund wieder zusammenklappen konnte.

Die Trinkerkur

Mein Freund F. war in der Wahl seiner Eltern sehr vorsichtig gewesen und verlebte eine sorgenlose Jugend. Reichlicher Viehstand, die dazu nötigen Morgen Land waren vorhanden, und, wenn sein Vater auch früh verstorben war, so war er doch, was finanzielle Verhältnisse anbelangt, fein heraus. Nur einen Fehler hatte er: seine Leber lag immer auf der Sonnenseite und der Apfelwein schmeckte ihm ganz vorzüglich. Dies änderte sich auch nicht, als F. in den Ehestand trat und seine holde Gattin alle Hebel in Bewegung setzte, um ihm das Trinken abzugewöhnen. Die Mittel, die sie zuerst ergriff, schlugen fehl und brachten es so weit, daß F. die Landwirtschaft aufsteckte und immer durstiger wurde. Guter Rat war teuer, bis sich eine „weise“ Frau fand, die ein unfehlbares Mittel hatte. Das Trinken sei eine Krankheit, behauptete sie und könne der Mann nur „gesund gebetet“ werden. Dies geschah denn auch. In der Abwesenheit des Mannes wurden alle Vorkehrungen in sehr geheimnisvoller Weise

getroffen und eines Abends die Gesundbeterei ins Werk gesetzt. Doch mußte die „weise“ Frau wohl eine falsche Seite in ihrem Buche aufgeschlagen und die „Gebete bei anhaltender Dürre“ erwischt haben, denn anderen Tages kam mein Freund wieder mit einem schweren Schwips heim. Aber seine Frau gab die Hoffnung nicht auf. In den Zeitungen wurde damals ein Mittel unter der Überschrift „Du sollst das Trinken lassen!“ angeboten. Ein Bild dabei zeigte einen trunksüchtigen Mann und eine abgehärmte Frau. Sofort schrieb sie hin, und es wäre vielleicht gut gewesen, wenn nicht der Briefträger das Paketchen meinem Freund eingehändigt hätte. Dieser kam damit sofort zu mir. Ich löste vorsichtig die Umhüllung, und ein weißes Pulver kam zum Vorschein. Auf mein Anraten holte F. bei Kaufmann Ried Zucker. Wir schütteten das Pulver weg, füllten das Paketchen mit Zucker, verpackten es sorgfältig wieder und der Briefträger Engel, der eingeweiht wurde, übernahm für einige Schoppen die Besorgung zu der Frau. Freudestrahlend nahm sie das Paketchen in Empfang, ein gutes Trinkgeld legte auch hier dem . . . Seppel Schweigepflicht auf, und nun nahm die Kur ihren Anfang. Jeden Morgen bekam F. seinen Löffel Zucker in den Kaffee und jeden Morgen kam er dann zu mir, um zu erzählen, wie geheimnisvoll dies ausgeführt wurde. Von mir bis nach seinem Hause „streckt der Herrgott seinen Arm leider zu oft heraus“, und so konnte es nicht fehlen, daß F. jeden Mittag einen Affen heim-schleppte, gegen den die vorhergehenden „Waisenkinder“ waren. Jetzt wurden aus einem Löffel voll zwei, zuletzt drei, aber die Affen wuchsen in gleichem Maße. Da gab die Frau den Kampf als hoffnungslos auf und warf den Rest des Pulvers in den Bach. Nur eins konnte sie erreichen. Er versprach ihr, wenn sie ihre heimlichen Versuche einstelle, das Apfelweintrinken zu lassen, und sie hielten beide Wort. Sie machte keine Versuche mehr und er trank nur noch — Flaschenbier!

Ihr Kenn' — Quetschekuche!

Es gab einmal Zeiten, wo die Zwetschen nur so auf der Straße lagen, wo das Pfund Mehl kaum mehr als einen Groschen (= 10 Pfennig) kostete, und es gab aber auch damals schon Familien, wo ein Zwetschenkuchen einen hohen Festtag bedeutete. Zu diesen wenig beneidenswerten Familien gehörte auch die des „Blechkrämers“. Unser Freund hieß, wie leicht zu erraten, Krämer, und da er Spengler war, selbstverständlich der Blechkrämer. Wenn „viel Kinder viel Segen sind“, so war er eben „gesegnet“, aber nur mit Kindern, sonst reichte es weder hinten noch vorne. Es war ein armseliges Handwerk damals. Dachkandel und größere Arbeiten gab es wenig; seine Hauptarbeit bestand im Flicken alter Töpfe, und mühsam mußte er sich seine Arbeit zusammenholen. Dabei gab es oft Durst, und so konnte es schon ab und zu einmal vorkommen, daß unser Freund etwas schief nach Hause kam. Er wohnte in einem der oberen Häuser der Unteren Hainstraße, hinter denen heute noch die sogenannte Fahrt hinzieht. An einem schönen Herbsttage hatte seine Frau, die fleißig mitverdienen half, irgendwo einen Korb Zwetschen geschenkt bekommen, und was lag nun näher, als den Kindern durch einen Kuchen, eine seltene Gabe im Hause Krämers, zu erfreuen. Gedacht, getan — nachmittags nach 4 Uhr stand auf dem Küchentisch ein großer, saftiger Zwetschenkuchen, gerade als der Gemahl von einem Geschäftsgange, beladen mit viel Arbeit und in Begleitung eines kleinen Äffchens nach Hause kam. Die Kinder, die noch keine Ahnung von dem Genuß hatten, der ihnen bevorstand, spielten in der Fahrt, während die Frau schnell noch Einkäufe besorgte. Guter Kaffee (10 Bohnen und tüchtig „Deutschen“) war bereits gebraut. Hoherfreut betrachtete Krämer den Kuchen, aber da geteilte Freude doppelte Freude ist, kam ihm beim Anblick der spielenden Kinder, die er durch das

offene Küchenfenster sah, ein guter Gedanke. Er hob den noch warmen Kuchen auf die Hände, hielt ihn zum Fenster hinaus und rief: „Ihr Kenn — Quetscheku — —!“ Weiter ging es nicht, denn der Kuchen brach in der Mitte durch, rutschte ihm durch die Hände und versank langsam, ganz langsam in dem — offenen Pfuhlloch, das sich direkt unter dem Küchenfenster befand. Lots Weib nach ihrer Verwandlung war noch ein Zappelbajazz gegen den völlig entgeisterten Blechkrämer. Heulend umstanden die Kinder die Grube, aus der nur noch aufsteigende Blasen die letzte Ruhestätte des — ach so schönen — Zwetschenkuchens anzeigten. Über das, was folgte, als auch noch die teure Gattin auf der Bildfläche erschien, schweigt der Chronist.

Die vergessenen Füße

Als in Frankfurt die ersten Abzahlungsgeschäfte entstanden, kamen auch in den Landstädtchen findige Kaufleute auf den Gedanken, es ihrer Kundschaft durch Ratenzahlungen recht bequem zu machen. Um der drohenden Konkurrenz zu entgehen, besuchten sie ihre Kundschaft selbst und boten die Waren zu noch bequemeren Bedingungen an. Nun war da ein netter Kaufmann aus einem benachbarten Städtchen, dem man nachsagte, daß er bei seinen Besuchen die Frauen am liebsten allein zu Hause sah und ganz gerne Waren gegen Zärtlichkeiten eintauschte. Dieser kündigte eines Tages einer Familie, die im Abnehmen groß, aber infolge des kärglichen Verdienstes des Mannes in Zahlungen klein war, seinen Besuch für den anderen Tag an. Den Leuten war die schwache Seite unseres Kaufmanns sehr gut bekannt, und der Mann machte seiner stattlichen Frau folgenden Vorschlag: Er werde sich, wenn der Kaufmann komme, hinter dem grünen Vorhang, der vor einem Gestell hing, verstecken und wenn der Kaufmann dann zärtlich werde,

möge sie etwas mittun. Im gegebenen Moment würde er hervortreten und den Liebhaber zwingen, nicht nur die bisherigen stark angelaufenen Rechnungen zu quittieren, sondern auch noch eine Reihe weiterer Waren unentgeltlich zu liefern. Der Frau leuchtete dies ein, und als andern Tages der Kaufmann kam, war alles in bester Ordnung. Schmunzelnd vernahm er, daß der Gatte „über die Höh“ sei und erst am späten Abend zurückkomme. Die Kinder, erfuhr er auf weiteres Fragen, wären in Stierstadt wegen Kartoffeln. So war er denn auch gleich recht lebenswürdig, ließ aber, als er glaubte, am Ziel seiner Wünsche zu sein, die Blicke nochmals durch die Stube wandern. „Wann kommt Ihr Mann zurück?“, frug er nochmals. „Nicht vor Mitternacht!“, war die Antwort. Da zeigte der Kaufmann auf das untere Ende des Vorhangs, wo ein paar Beine hervorsahen, die in Stiefeln von Größe 60 steckten und sagte: „Gelt, richten Sie Ihrem lieben Mann einen recht schönen Gruß aus, und — wenn er wieder einmal fortgeht, soll er ja nicht vergessen, seine Füße mitzunehmen!“

Die Eselsgasse

Die Bleichstraße mußten früher die Landwirte, die ihren Zehnten an Getreide in der Herrenmühle, auch Zehntenmühle, ablieferten, passieren. Da nun zum Transport desselben meistens Esel benutzt wurden, machte der Volksmund aus der Straße die „Eselsgasse“. Steht da der bekannte Schneidermeister Sch. vor seiner Tür, als ein Trupp junger Leute vorbeikommt und sich einen „Jux“ machen will. Sie treten auf ihn zu, lüften höflich die Hüte und fragen: „Können Sie uns vielleicht sagen, warum gerade Eure Straße die ‚Eselsgasse‘ heißt?“ „Jnja“, meinte der Schneider, sie mit geringschätzenden Blicken betrachtend, „Eselgass’, a weil jeder dumme Esel donoch frogt!“

Haam!*

Mein alter Freund J. verfügte neben einer Dosis guten Humors besonders noch über einen sehr gesunden Schlaf. Oft, wenn wir beim Abendschoppen saßen, kam es vor, daß er zu jedem Schluck geweckt werden mußte. Diese sonst so lobenswerte Eigenschaft, er kam nämlich dadurch mit niemand in Streit, sollte doch eines Tages sein Verhängnis werden. J. hatte einen guten Freund in Mainz, dem er ab und zu einen Besuch abstattete, und, da beide einen guten Tropfen Wein zu würdigen wußten, kam es vor, daß sie bis zum Abend in „gehobener Stimmung“ waren. So war es auch an einem heißen Julitage des Jahres 190? gewesen. Gott Bacchus war genügend geopfert und selig bestieg Freund J. seinen D-Zug, der ihn nach Frankfurt zurückbringen sollte, bekam noch einen schönen Eckplatz und war, seiner Gewohnheit treu, bald eingeschlafen. Er glaubte kaum die Augen zugemacht zu haben, als auch schon jemand den Versuch machte, ihn zu wecken. Erst vermutete er seine Frau in dem Störenfried und brummelte: „Laß mer mei Rouh, es eß jo noch dunkel!“ Jetzt schnarrte ihn aber eine echt preußische Kommandostimme an: „Männeken wohin“, und in ebenso echtem Taunuslatein antwortete unser Freund, immer noch mit geschlossenen Augen: „Haam“ — „Was? nach Hamm?“ — „Hamm, Hamm — naa, haam will ich nooch Orschel!“ — „Wohin?“ — „Himmel noch amol: Haam!, verstiehste mich dann net?“ Endlich gelang es dem Schaffner, die Fahrkarte zu erhalten und erfuhr aus dieser, daß unser Freund J. nach Frankfurt wollte. „Ja, Männeken“, hub er an: „Wir fahren aber jetzt nach Köln!“ — „No!“, antwortete unser Freund immer noch schlaftrunken: „Ihr könnt jo wege mir hiefohrn wu ihr wollt, ich fohrn haam!“ Mit Mühe und Not gelang es schließlich dem Schaffner, ihn völlig munter zu bringen, und nun erfuhr

* Haam, nach Hause.

J. zu seinem größten Erstaunen, daß sie bereits in wenigen Minuten in Koblenz seien. Er hatte so gut geschlafen, daß er gar nicht merkte, wie in Frankfurt der Zug umrangierte wurde und ihn der D-Zug wieder an den so sehr geliebten Rhein zurückbrachte. So war aus einer Weintour nach Mainz auch noch eine Rheintour nach Koblenz geworden.



Wann mer sich nix zieht . . .

Geht der Feldschütz eines Tages an der Gemarkungsgrenze entlang und trifft auf einem Grenzgarten eine Frau, die eifrig damit beschäftigt ist, Gelberüben auszurupfen. „Na, Frauchen, fleißig?“, frug er. „Wann mer sich nix zieht, hot mer nix!“, war die Antwort. Als er anderen Tages denselben Weg geht, ist auf dem Grundstück eine andere Frau, die sich als die Eigentümerin bekannt gibt und über Felddiebstähle klagt. Da sagte der Schütz: „Gestern war allerdings eine Frau hier, die hat mir auf meine Frage erwidert: „Wann mer sich nix zieht, hot mer nix!“ „Ja“, meinte die Bestohlene, „die hot awwer aach gezoze — mei ganze Gäleriewe sein fort!“

Der Handkästanz

Unsere Leser kennen gewiß viele Tänze, die ältere Generation noch die Ländler, Kreuzpolka, Rheinländer usw., während unsere jüngeren Herrschaften in den modernsten Dingen herumhüpfen. Nur der König der Tänze, der Walzer, ist Gemeingut geblieben. Aber der „Handkästanz“, das ist ein ganz eigenartiger Tanz gewesen, der in Oberursel allerdings auch nur einmal zur Aufführung gebracht wurde. Im alten „Nassauer Hof“ (er lag direkt an der Vorstadt) waren, wie überall in den Bauernhäusern, über dem Ofen Gestelle angebracht, auf denen die frischen Handkäse getrocknet wurden. Die Wirtsfrau war an einem Tage sehr fleißig gewesen und betrachtete gegen Abend stolz ihr Werk. Die gesamten Bretter lagen voll frischer Käse, und befriedigt zog sie sich in die Küche zurück. Inzwischen waren die Stammgäste erschienen, darunter der Müller Micoll, der Raufenbarths Adam, der Niklaus Crana, der Tierarzt Schneider, der Dingese Fritz und der „Lange Karl“. Der letztere hatte seinen Namen nicht umsonst, er maß weit über 2 Meter. Es entwickelte sich wie allabendlich ein lustiges Leben, das seinen Höhepunkt erreichte, als der „Hindes“ mit einer Baßgeige erschien. Zuerst begnügte man sich damit, daß jeder einmal seine Kunst auf der Geige probierte, aber so schön wie der „Hindes“ konnte es doch keiner. Inzwischen waren schon einige Bembel vertilgt und der Wirt brachte wiederum einen Riesenkrug an. „Wann err noch woß braucht, kennt err mir jo ruffe!“, meinte er und begab sich zu seiner besseren Hälfte in die Küche, wo beide bald ihr gewohntes Nickerchen machten. In der Wirtsstube ging es jetzt hoch her, das Orchester war um eine Mundharmonika bereichert worden, und bei Baß und Harmonika drehten sich die Männer in frohem Kreise. Da ging die Musik in einen „Hopsawalzer“ über, der „Lange Karl“ umfaßte den Crana und juchhe!, wie flogen die Beine; das Paar

kam dem Ofen nahe, der Lange Karl stieß mit dem Kopf gegen ein Brett und da machten die Handkäse, die darauf lagen, einfach mit. Sie hüpfen bei jedem Stoß in die Höhe, um dann in lustigen Sprüngen über Köpfe und Kleider der Tanzenden den Erdboden zu erreichen. Jetzt ging es erst recht los, immer höher sprang der Lange Karl, immer höher hüpfen die Käse, bis auch der letzte unter den Füßen des wackeren Paares zertreten war. Da brach die Musik ab und lautlos verschwand die ganze Gesellschaft, indem der letzte noch das Licht auslöschte. Der Wirt, der jetzt „durch die Ruhe“ aufwachte, schloß brummend die Haustüre und begab sich mit seiner Frau zur Ruhe. Anderen Tages erst sahen sie die Bescherung und, als die Frau die Überreste zusammengefegt, betrachtete sie wehmütig den Haufen Schmutz und seufzte: „Un deß sein emol su schiene Käs gewese . . .“

Die Bärenjagd oder „Rache ist süß“

Im Sommer 1907 fuhr ein von einer Frau gelenktes Metzgerfuhrwerk in rasendem Tempo die Oberstedter Chaussee daher. Geisterbleich saß die Frau auf dem Wagen, das Pferd zu immer größerer Eile antreibend, bis sie endlich in der Portstraße am Hause ihres Schwagers Halt machte. Dieser hatte sie kommen sehen, stand auf der Straße und half ihr vom Wagen. Mit abgerissenen Worten stammelte die Frau, daß sie von einem Bär verfolgt worden sei. Ein großes braunes Tier sei es gewesen, das sich im Korn am Oberstedter Berg aufhalte. Der Schwager brachte die Frau in seine Wohnung und lief spornstreichs zur Polizei, um Meldung zu machen. Hier schenkte man der Mitteilung um so mehr Glauben, als tags vorher Zigeuner mit Bären durchgezogen waren. Die Polizei von Homburg und Oberstedten wurde benachrichtigt, und alsbald zogen die Kommissare von Ober-

ursel und Homburg mit je 3 Mann, zu denen sich noch der Bürgermeister und Ortsdiener von Oberstedten gesellten, nach dem Oberstedter Berg zur Bärenjagd. Vorsichtig pirschte man sich, die Gewehre schußbereit, heran, aber nichts war zu sehen wie ein Schäfer, der seine Herde auf grüner Flur friedlich weidete. Durch das starke Polizeiaufgebot aufmerksam gemacht, kam dieser näher, und als er die Ursache der Streife erfuhr, lachte er laut auf. „Ein Bär?“, dann zeigte er mit der Hand auf einen abseits weidenden starken, braunen Hammel und sagte: „Do hobbt ihr den Bär; deß Luder lääft alle Aageblick fort un erscht heit hun ich en ganz vorne von der Chaussee hole müsse!“ Die Bärenjäger taten das Beste, was sie tun konnten — sie lachten einfach mit und zogen nach Hause. Nicht so zufrieden war von diesem Ausgang die Metzgersfrau. Sie ließ ihrem Manne keine Ruhe, bis er den Hammel erwarb und schlachtete. Das Fell aber wurde mit der Wolle gegerbt und als Bettvorleger benutzt. Noch viele Jahre später soll — wie mir von „ganz glaubwürdiger“ Seite versichert wird — die Frau morgens beim Aufstehen erst zwei- bis dreimal feste auf die Wolle getreten und gesagt haben: „So, deß iß defor, deß de mich domols su erschreckt host . . . !“

Die Wärmestube

Unser alter Bekannter, der in Kleinigkeiten so große Gendarm F., kam einmal an einem Wintersonntagmorgen gegen 6 Uhr von einem Dienstgang zurück. Es fror „Bein und Stein zusammen“, wie der Volksmund sagt, und F. freute sich ordentlich auf sein Bett. Kaum hatte er, nach einem heißen Kaffee dasselbe aufgesucht, als einer seiner „Freunde“ erschien und ihm die Mitteilung machte, daß im „J. . . .“, einer heute längst eingegangenen Wirtschaft, sich während der Kirche, zwischen 9 und 11 Uhr (das war

damals streng verboten), jedesmal eine Anzahl „Verbrecher“ einfänden und dort schlemmten. Das war „Wasser auf seine Mühle“. Er richtete sich auf, rief seiner Frau zu: „Marie, die Hosen“ und ließ sich nicht mehr halten. Um 8 Uhr nahm er schon, der Kälte nicht achtend, in der Nähe der Wirtschaft verdeckt Aufstellung und sah zu seiner Freude gar bekannte Gestalten in dieselbe wandern. Er rieb sich die halb erstarrten Hände. Das gab einen Fang! Nachdem er sich vergewissert hatte, daß dort, wo andere Menschen ihr Herz haben, sein Buch stak, schritt er, nachdem es zusammengeläutet, mit dröhnenden Dienstschritten die Treppe hinauf, riß die Türe auf und rief in die mit Menschen und Tabaksqualm gefüllte Stube hinein: „Habe ich Euch!“ Der Wirt, der an dem rotglühenden Ofen herumstocherte, richtete sich auf, wischte die Hände an seiner blauen Schürze und fragte zurück: „Habe ich Euch, wen?“ „Du weißt doch“, sagte F., „daß jetzt nichts getrunken werden darf!“ „Getrunke?“ „A guck Dich doch irscht emol im!“ Jetzt erst sah das „Auge des Gesetzes“, daß der ganze Schanktisch dicht mit Tüchern verhängt war, so daß ein Ausschank gar nicht möglich. An der Türe aber hing, was er im Eifer ganz übersehen hatte, ein großes Schild, auf dem geschrieben stand:

Heute von 9 bis 11 Uhr: <i>Nur Wärmestube</i> Restauration erst ab 11 Uhr

Was wollte F. machen? An den grinsenden Gesichtern sah er, daß das ganze eine abgekartete Geschichte war, und er, anstatt sich zwei Seiten seines Dienstbuches voll Strafmandate, nur einen tüchtigen Schnupfen geholt hatte. Kein Wunder war es deshalb auch, daß, wenn ihn später jemand an die Geschichte erinnerte, er immer wieder „stark verschnupft“ war!

Das neue Gebiß

Es gibt hier drei Gesellen, der „Jo“, der „Ja“ und der „Ka“, die nur selten zusammenkommen. Kommen sie aber einmal zusammen, dann, ja dann . . . ! Eines Tages treffen sie sich am Stammtisch in der „Krone“ und „Ka“ zeigte freudestrahlend ein neues Gebiß, das er eben beim Zahnarzt abgeholt. „Darauf trinken wir einen!“, meinte „Jo“. Und „Ja“ sagte selbstverständlich, wie das schon in der Abkürzung seines Namens liegt: „Ja!“ Aus dem „Einen“ wurden „Viele“, die nur durch kleine „Giwi's“ unterbrochen wurden und, da auch noch zwei Wetten, bei denen es einmal um 50 Flaschen Wein und einmal sogar um 50 Flaschen Champagner ging (sie wurden nie getrunken), zum Austrag kamen, kann man sich die Stimmung denken, in die die drei kamen, als es Zeit war, sich auf den Heimweg zu machen. Der Fußboden der „Krone“ schwankte wie bei einem Erdbeben, und das Buffet schien den Veitstanz bekommen zu haben. „Ka“ hakete bei „Ja“ unter, während „Jo“, der sich noch erhaben fühlte, lachend den beiden nachsah, als sie die Vorstadt hinunter wankten. Aber die Strafe folgte auf dem Fuße. „Jo“, der durch eine „hohle Gasse“ mußte, fand den Eingang durch eine Mauer versperrt und, da sein „Aff“ absolut mit ihm durch diese durch wollte, mußte es das rechte Auge büßen, das blau anlief und tagelang stark geschwollen war. „Ka“ und „Ja“ waren inzwischen an der Behausung des letzteren angelangt. „Ka“ hielt oder wollte noch einen kurzen Vortrag halten, da, ein Husten und — die vorher so klare Stimme stammelte Unverständliches. Dabei bückte er sich, versuchte Zündhölzer in Brand zu setzen und leuchtete an der Erde. „Woß suchste dann?“, frug „Ja“, „A mei — Gbsch,sch's rausgefloge!“ „Donnerwetter“, sagte „Ja“, ei ich stiehn uff woß!“ Und richtig, er stand mit seinem Zweizentnergewicht auf dem „Kunst-„Krone“, früher Vorstadt 13.

werk“, das nur noch ein Häufchen Trümmer war. Es war eine schwere Arbeit für die beiden, die Zähne zu sammeln, doch, da sie jeden Zahn doppelt sahen, hatten sie, wenigstens nach ihrer Ansicht, bald alle beisammen. Der Abschied war kurz, aber schon nach einer halben Stunde erschien abermals ein Licht auf der Unfall-Stelle und emsig suchten die Angehörigen des K's nach Zähnen. Gerade schlug es zwölf vom Stadtturm, als sich die Tochter aufrichtete und sagte: „Gottseidank, mer hun se widder all!“ Was sich in der Behausung unseres Freundes abspielte, ist nicht bekannt geworden, aber als „Ka“ sein wieder renoviertes Gebiß beim Zahnarzt abholte, machte er einen großen Bogen um die „Krone“, und — kommt er ab und zu mal in unseren Kreis, so steckt er beim Abschied stets das Gebiß in die Hosentasche. Ja: „sicher ist sicher!“

Die Tuba als Bembel

Auch Musikkapellen haben ihre Schicksale, besonders in Oberursel. War es einem tüchtigen Kapellmeister gelungen, eine schöne Kapelle zusammenzutrommeln, so blies sie ein widriger Umstand bald wieder auseinander. So war es auch 191? gewesen. Die Kapelle war auf der Höhe, und einer der eifrigsten war der Tubabläser „Schorsch“, dessen Durst aber die Größe seines Instruments noch bei weitem übertraf. Mit seinen Leistungen war auch sein Weibchen zufrieden, nicht aber mit den vielen Affen, von denen er fast von jeder Probe einen mitbrachte, und die darob nötigen Gardinenpredigten wurden, sehr zum Ärger Schorsch's, immer länger. Nun war einmal eine „große Leich“ gewesen und die Nachfeier, bei der der Äpfelwein nur so in Strömen floß, zog sich sehr in die Länge. Sie hatten eben einen „guten Mann begraben!“ Mitternacht war schon vorüber, als sich Schorsch endlich auf den Heimweg machte, wobei ihm

seine Tuba mächtig schwer vorkam. Schwerer jedoch war der Heimweg, derselbe Weg, den er täglich so oft machte. Was da nicht alles mitten auf der Straße stand! Bald war es ein Eckstein, bald ein Hoftor, ja, ganze Häuserwände stellten sich ihm entgegen; und dann das Glucksen, das ihn überall begleitete. Aus ihm kam es nicht, das stellte er fest, und doch war es da. Endlich gelangte er an seiner Haustüre an. Neuer Schreck! Das Schlüsseloch war ver-



schwunden! Mühsam stellte Schorsch sein Instrument ab und suchte bald am Boden, bald in Manneshöhe danach, aber es schien gestohlen. Resigniert nahm er die Tuba wieder auf und lehnte sich gegen die Türe. Da gab diese, als der vernünftiger Teil, von selbst nach, so, daß er beinahe mit der „Türe ins Haus“ gefallen wäre. Oha!, dachte Schorsch bei einem Mordsrumpler, als ihm „jemand“ Apfelwein ins Gesicht spritzte. Der Spritzer aber erfrischte ihn, die paar Treppen wurden erklommen und

bald befand er sich im ehelichen Schlafgemach. „Maus“, murmelte er, dann zärtlicher „Mausi!“ und trat ganz leise auf. Schade nur, daß der vertrackte Tisch ihm in den Weg kam und mit lautem Gepolter umstürzte. Er riß die Augen auf und sah beim Scheine des Nachtlämpchens sein holdes Ehegemahl sich im Bette aufrichten. „Mau - u - u!“ schlückste er, „Mau - u - us!“ und wollte auf das Bett zu. Da kam ihm der verflixte Teppich zwischen die Füße, er stolperte, und gerade als sie ihr Gebiß eingeschoben und den Mund zu einer saftigen Gardinenpredigt öffnete, stürzte er auf die Bettkante. Aus der Tuba aber ergoß sich ein solcher Apfelweinstrom über sie, daß nicht nur die Predigt steckenblieb, sondern Frau, Bett und Zimmer im Apfelwein schwammen. „Schorsch!“, schrie sie, „Schorsch!“ und sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett. Aber Schorsch hörte nichts mehr. Er lag mitten in der Soße und schnarchte. — Über das, was anderen Tages erfolgte, breiten wir am besten den Mantel christlicher Liebe. Nur das können wir noch berichten, daß in der nächsten Nummer des Lokal-Anzeigers eine Anzeige stand:

Tuba, gutes Instrument,
umständehalber billig zu verkaufen. Näh. Exped.

Und so ist es auch gekommen. Schoppen hat der Schorsch noch genug geblasen, Tuba nicht mehr!

Auch eine Auskunft

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts verlangte das Amtsgericht in Königstein von der Oberurseler Bürgermeisterei eine Auskunft über einen hier wohnhaften Schuhmacher. Das Gericht erhielt folgenden bündigen Bescheid: „Der Schuster N. N. hat sieben Kinder und keinerlei Vermögen. Weitere Vergehen hat er sich nicht zuschulden kommen lassen.“

Bauernbrot

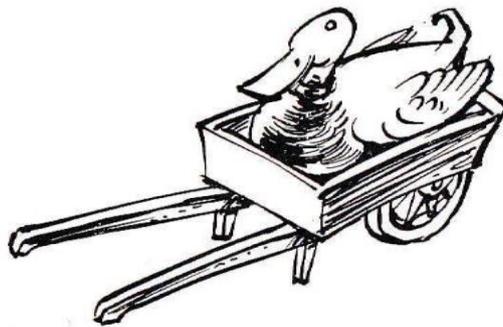
Wenn der Städter, auch der Kleinstädter, nach einem tüchtigen Marsch oder längerem Spaziergang in einer Ortschaft eine der noch echten Bauernwirtschaften aufsucht, dann schmeckt ihm der Apfelwein, Butter und Käse, oder „selbstgeschlachteter“ Schinken mehr als noch einmal so gut wie zu Hause. Und dann das Brot, das „echte Bauernbrot!“ Warum, heißt es, verstehen die Bäcker zu Hause nicht, uns die köstliche Himmelsgabe in so würziger Weise zuzubereiten, wie der einfache Mann auf dem Lande? Ja, warum nicht! — Eines schönen Sonntags kehrte ein hiesiger Verein mit Kind und Kegel, von einem größeren Ausfluge kommend, in Schönberg bei der „Ev“ ein. Müde war man, hungrig noch mehr und so mundete das „Taunus-Nationalgericht“ (Butterbrot und Käse) ganz vorzüglich. War das aber auch eine Butter, der Käse ganz durch und das Brot — na, das war erst gar nicht zu beschreiben! Immer wieder wurde für 3 Pfennig Brot verlangt, und das junge Volk verschlang es als wahre Delikatesse. Aber auch den Alten mundete es, und da kamen einige auf den schlaun Gedanken, sich von der köstlichen Gabe mit nach Hause zu nehmen. Aber die „Ev“, obwohl gut vorgesehen, konnte nur noch einen Laib abgeben, den sich zwei gute Freunde (auch gute Freunde von mir!) teilten und einpacken ließen, um sich daheim auch am Montag dem Genusse „echten Bauernbrots“ hingeben zu können. Frohgemut zog man nach Oberhöchstadt, und hier, wo abermals Rast gemacht wurde, versuchten die übrigen schon eine Attacke auf den Schatz der beiden. Nur mit Mühe und Not gelang es ihnen, diesen in Sicherheit zu bringen, indem sich ihre Frauen damit auf den Heimweg machten. Spät, sehr spät, folgte der große Haufen, und bei der Wiedervereinigung zu Hause fielen den beiden die Gesichter ihrer Frauen auf. Zuerst wollten diese mit der Sprache nicht heraus, dann

aber erzählten sie, daß die eine, kaum daheim angekommen, der Lust nicht widerstehen konnte, nochmals das gute Brot zu versuchen. Sie packte es aus, und als sie sich ein tüchtiges Stück abschneiden wollte, fand sie oben auf dem Brot Schriftzeichen. Sie entzifferte die und las: „ller“ und darunter „rsel“. Das war ja das reinste Rätsel und, um es zu lösen, begab sie sich eiligst zu der Freundin, um dieser ihre Entdeckung zu zeigen. Schnell wurde jetzt der andere Teil des Brotes ausgepackt, daneben gehalten und — das Rätsel war gelöst. Das „gute Bauernbrot“, das sie sich in Schönberg geradezu erbettelt hatten, und das sie nur unter Mühe und Not nach Hause gebracht, stammte von ihrem eigenen Nachbar und Bäcker, denn die Schrift lautete: „Jean Müller, Oberursel“. Das war ein Reifall, von dem niemand etwas erfahren durfte, und so wurde allseitig tiefstes Stillschweigen gelobt; auch ich erfuhr es nur unter dem „tiefsten Siegel der Verschwiegenheit“ und ich — werde es niemals verraten!

Die Wochenente

Was das Wort „Wochenend“ bedeutet, weiß heute wohl ein jeder, aber eine richtige „Wochenente“ ist doch etwas ganz anderes, aber auch eine „einfache“ Sache. Eine „Wochenente“ ist „eine Ente, die am Ende der Woche infolge einer Wette am Ende gewonnen werden kann!“ Besagte Ente, eigentlich ein Enterich, lief, wie so viele zweibeinige Geschöpfe umher, schnatterte den ganzen Tag und war stolz auf sein buntes Kleid. Sein Besitzer war nicht weniger stolz auf ihn, und doch sollte er ihn durch eine Wette verlieren. Der Mann, der in der Nähe Oberursels ein gutgehendes, idyllisch gelegenes Kaffee besitzt, traf an einem der bekannten Stammtische in Oberursel eine lustige Gesellschaft und erzählte ihnen viel von seinem Liebling, dem Enterich. Die dabei geschilder-

ten Vorzüge machten die Brüder aufmerksam und sie beschlossen, den Vogel zu erwerben. „Für Geld ist sie mir nicht feil“, meinte der Kaffeetier, „aber wenn Ihr am Ende der Woche mit einem Schiebkarren kommt, um die Ente zu holen, schenke ich sie Euch!“ Das war ein Wort, und schon am nächsten Samstag zog man mit Auto, Motorrad mit Beiwagen, Fahrrad und per pedes apostolorum nach dem Kaffee. Hier wurden sie freundlichst empfangen, und das kleine Säckchen, das sie noch mitbrachten, lag unbeachtet auf dem Tische. Während sich die Gäste an Speis' und Trank labten, standen die Wirtsleute hinter dem Büffet. Er sprach ihr in die Ohren, sie



lächelte verständnisinnig und nickte. Er trat nun zwischen die Gesellschaft und sagte: „Mit eier Ent' iß es nix! Wu eß der Schubkarrn?“ „Häi“ (hier), rief es wie aus einem Munde und aus dem kleinen Säckchen kam ein allerliebstes Kinderschiebkärnchen zum Vorschein! Großes Hallo! Aber was war zu machen. Es war nur von einem Schiebkarren die Rede gewesen, und der war da! Die Wette war verloren und mit der Gesellschaft zog die „Wochenente“. Wie dann die Gesellschaft heimkam, daß die vielgepriesene Ente gar keine Erziehung hatte und sogar einem der Brüder noch 6 Mark Reinigungsgebühr für seinen Überzieher verursachte, davon ein anderes Mal. Die Ente selbst erfreute sich, gehegt und gehätschelt, noch lange ihres Daseins.

Er sagt es ihnen im guten!

Der alte Landwirt H. zeichnete sich durch ein gutes Herz und durch ein arg rauhes Äußere aus. Eines Tages fährt er mit seinen Kühen nach der Wiese, um Gras zu holen. Da sieht er mitten auf der Wiese ein paar Damen, die dort mit ihren Kindern eifrig Blumen pflücken. Heftig die Peitsche schwingend geht H. auf die Gesellschaft zu und schreit: „A, wann er net macht, daß d'r von meiner Wiß kommt, hag ich eich jo die Beitsch im die Uhrn, daß d'r die Engel im Himmel pfeife hiert!“ — „Entschuldigen Sie“, stammelten die Damen, zitternd vor Schreck, „wir wußten nicht, daß dies verboten ist!“ — „Ja“, meinte H. gutmütig, „deßwege sog ichs eich jo aach errscht in Gourem!“ (im guten).

Handkäs und Zylinderhut

Vor einigen Tagen traf ich meinen alten Freund, den R.-Hannes, an einem Laden. „Dou, guck mol häi! en Handkäs zwaa Million! Sapperment, wenn mer jetzt däi hätte, wu mer seinerzeit uff der Stedter Schossee fortgeworfe howwe!“ — Der Hannes hat recht, damals, anfangs der 80er Jahre, waren die Handkäse billiger. Eine Anzahl junger Leute, meist noch in den Lehrjahren, darunter unser Freund Hannes, der R. Phillipp, der A. Jean, der N. Hannes, der St. Anton usw., waren an einem Sonntag nach Oberstedten gepilgert und hatten sich da beim Islaub bei Äpfelwein und Handkäs gut, ja etwas zu gut getan. Islaub wollte ein Rind verkaufen, der A. J. als Metzgerssohn wurde ersucht, dasselbe zu taxieren, und so ging ein Teil der jungen Leute in den Stall, während die anderen nach einer anderen Wirtschaft zogen. Während J. das Rind einer „gründlichen“ Taxation unterzog, entdeckten zwei andere einen großen Topf mit Handkäse,

der im Stalle in der Ecke stand. Denselben nehmen und damit verschwinden war eins. Die Taxe war inzwischen beendet, man verabschiedete sich von dem Wirt und schlug den Weg durch das Feld nach der Stedter Chaussee ein, wo die beiden Handkäsräuber bereits warteten. Was aber mit den Käsen beginnen? Vorerst legte man sie im Weitemarsch in kurzen Abständen auf der Straße nieder, wo sie dann der andere Trupp, der gleich darauf nachkam, fand. Nun entstand eine lustige Werferei, die auch den Insassen und dem Kutscher einer vorbeifahrenden Droschke große Freude machte. Besonders der letztere (der spätere Wirt J. G. . . . , hier) wollte sich vor Lachen ausschütteln und sein frisch lackierter Zylinder glänzte so recht herausfordernd in der Sonne. Der Hannes hatte gerade zu einem neuen Wurf ausgeholt, da fiel ihm dieses Ziel ins Auge und — der Wurf saß: Der Zylinder flog mitten zwischen die Pferde; sein Glanz war jäh erloschen! G. riß die Pferde zurück, sprang vom Bock, faßte den Hannes, zog ihn zum Wagen und brachte ihn mit Hilfe der Fahrgäste in denselben, um ihn der Polizei zu übergeben. Der Hannes ergab sich scheinbar seinem Schicksal, und in flottem Trab näherte man sich Oberursel. Da, wo das Vetttersche Sägewerk stand, drehte sich der Kutscher um und sagte: „So Berschi, in 5 Minuten hot dich die Po - - , weiter kam er nicht, denn mit gewaltigem Sprunge setzt Hannes über die Wagentür hinweg auf die Straße und verschwand, sehr zum Gaudium der zahlreichen Passanten, im nahen Kornfelde. Ein Nachspiel hatte diese Sache doch. G. hatte einzelne der Burschen erkannt, und so zierten sie denn am Dienstag darauf alle das Anklagebänkchen im Amtszimmer des Bürgermeisters Aumüller im Rathaus. Der Zylinder thronte als stummer Ankläger auf dem Tische, und ein Mal wie ein Gardestern zeigte die Stelle, wo der Handkäs angeprallt war. Eine gehörige Strafpredigt mußten sie über sich ergehen lassen und dann kam das dicke Ende nach: 3 Mark Entschädigung und

75 Pfennig Kosten! Für acht Lehrjungen an einem Dienstag eine Riesensumme! (Das Geld saß damals nicht so locker wie heute.) Sie schwitzten vor Angst, alle Taschen wurden umgedreht, 10-Pfennig-, 5-, ja 1- und 2-Pfennigstücke kamen zum Vorschein. Alles schob der Bürgermeister, der bei dem Anblick der ängstlich suchenden Gestalten Mühe hatte, ernst zu bleiben, zusammen. Aber immer wollte es noch nicht reichen, obwohl alle Säcke bereits zehnmal umgedreht waren. Da wetterleuchtete es im Gesicht Aumüllers: „Hinaus“, brüllte er — und wie ein geölter Blitz schossen die acht zur Tür hinaus, verfolgt von dem dröhnenden Lachen des Bürgermeisters, der den Kutscher befriedigte und die Kosten niederschlug. — „Ja, Hannes, Handkäs damals und Handkäs heute!“ — — —

Zeitgemäß

Die Vorstadt herunter fährt ein noch sehr junges Frauchen einen neuen Kinderwagen. Eine Frau gesellt sich zu ihr und bewundert den schönen Wagen. „Den hat sicher Ihr Mann gekauft“, meinte sie. Doch die andere verzieht das Gesicht und sagt: „Mein Mann? Ei, der iß ja noch Lehrbub in einer Maschinefabrik!“



Der kluge Hund

In der Vorkriegszeit verkehrte nachmittags von 6 Uhr ab im Gasthaus „Zum Bären“ täglich ein lustiges Völkchen. Kleingewerbetreibende, Beamte und besonders viele Bauarbeiter aus dem benachbarten O. Daß da allerlei mutwillige Streiche ausgeheckt wurden, war selbstverständlich. Eines Tages, als gerade wieder einmal die Gesellschaft vollzählig beisammen war, erschienen der Hundehändler H. von Homburg und der Agent B. von hier mit einem Hunde, der mindestens hundert Stammbäume aufzuweisen hatte, ja gegen den die bekannte „Promenadenmischung“ unseres Freundes Josef die reinste Unschuld war, und boten ihn zum Kaufe an. Der Trompeter-Heine von O. hatte trotz alledem Spaß an dem Vieh und frug nach dem Preise. Nun begann ein Feilschen, das einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Verlangt wurden 2 Mark bar, für den Händler, als auch den Vermittler zweimal Butter mit Käse und je 3 Schoppen Apfelwein. Der Handel zog sich mehrere Stunden hin, und angefeuert durch die übrigen Gäste kam man furchtbar in die Hitze. Um diese zu kühlen, wurde Schoppen über Schoppen in die Kehlen gegossen, so daß — als man sich schließlich auf 1 Mark und nur je einmal Butter und Käse geeinigt — beide Teile etwas geladen hatten. Der Hund ging in den Besitz des Trompeter-Heine über, der sich vom Wirt einen kräftigen Strick geben ließ, um sein Eigentum zu sichern. Inzwischen hatten die beiden Verkäufer die Mark in Spiritus angelegt, Butter und Käse vertilgt und waren fortgegangen. — Der Trompeter-Heine aber, glücklich über das gute Geschäft, trank noch einige Schoppen, bis er schließlich in Morpheus Armen lag, und sicher nur von seinem neuen Hund träumte, denn er zupfte immer wieder an dem Strick und murmelte im Schläfe: „Mollyche,

„Bären“, Vorstadt 2, Ecke Vorstadt / Oberhöchstatter Straße. Dort befand sich auch das erste Oberurseler Kino.

lieb' Mollyche — komm — komm — mei Hundche — mach — schön!“ Aber der liebe Molly hing da längst nicht mehr dran. Als unser Freund endlich, durch einige freundschaftliche Rippenstöße ermuntert, aufwachte und sich die Augen ausrieb, bemerkte er erst, welches kluge Vieh er erworben. Dem Hund war es zu langweilig geworden, er hatte sich losgemacht und war verschwunden. An seiner Stelle aber hing ein großes Plakat an dem Strick, auf dem fein säuberlich geschrieben stand:

„Gute Nacht Heine! Ich sein eweil haam . . .“

Die Verhaftung

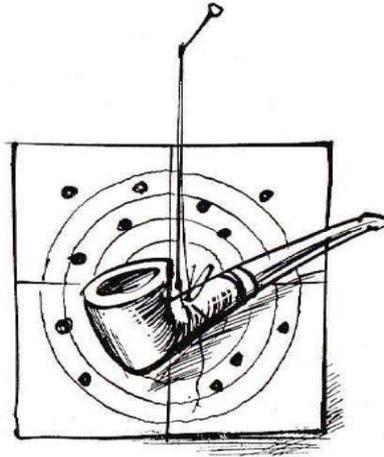
In der Vorkriegszeit griff auch einmal das Bettlerunwesen stark um sich. Um dem zu steuern, wurden den Landjägern und Polizisten, die jemand beim Betteln erwischten und am Amtsgericht ablieferten, dortselbst 1,50 Mark ausbezahlt. Die Folgen waren gut und der Bettel verschwand fast ganz. Zwei junge Leute von hier, ein Spengler und ein Maurer, die arbeitslos waren, suchten sich in dieser Zeit dadurch etwas zu verdienen, daß sie sich an der Eisenbahn postierten und gegen eine geringe Vergütung die Koffer der Reisenden trugen. Allerdings sahen sie in ihrer Werktagskleidung gerade nicht wie Prinzen aus. Dies mag auch der Grund gewesen sein, daß sie eines Abends in der Allee von einem frischgebackenen Landjäger angehalten wurden. Der Mann war erst vom Regiment gekommen und noch gewöhnt, nur kurze Fragen zu stellen und kurze Antworten zu erhalten. So herrschte er die beiden an: „Papiere!“ „Mer hun ka“, war die Antwort. „Dann kommen Sie mit!“ Erstaunte Gesichter gab es bei den Einwohnern, als die jungen Leute in dieser Begleitung durch die Straßen zogen. In der Strackgasse blieb plötzlich der eine stehen, lüftete höflich die Mütze und sagte: „No Gut Nacht!“

„Wo wollen Sie denn hin?“ „Haam, eich wohne doch häi!“ Wütend fuhr ihn der Landjäger an: „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ „A, Sie hun mich doch goor net donooch gefroogt!“ Jetzt wandte er sich an den anderen: „Wohnen Sie auch hier?“ „Naa“, war die Antwort. „Dann vorwärts!“ Am Stadthause blieb jetzt dieser stehen, zog die Mütze und sagte ebenfalls: „No, Gut Nacht!“ „Waas?“, herrschte ihn der Landjäger an: „Was soll denn das wieder heißen?“ „A, eich will aach haam, eich wohne doch do henne!“ (dahinten). „Ich habe Sie doch vorhin gefragt, ob Sie hier wohnen, und da haben Sie gesagt Nein!“ „Ja, deß woor do onne, eich wohne owwer doch häi owwe!“ Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen der Landjäger auch diesen Burschen entließ. — Aber vorsichtig war er geworden. Jeden, der ihm später als Bettler verdächtig vorkam, frug er immer zuerst: „Wohnen Sie vielleicht in Oberursel?“

Ein Meisterschuß

In einem hiesigen Wirtslokal fand Zimmerstutzenschießen statt, und die Gesellschaft war so eifrig damit beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, wie die Zeit verschwand. Es war schon ziemlich spät, als sich ein neuer Gast einstellte, dem man seinen Beruf an der Pfeife, die neugierig aus der Seitentasche seines Rockes lugte, ansah. Es war eine kurze Pfeife mit großem, grünem Kopf, wie sie Leute, die sich viel im Felde aufhalten, mit Vorliebe rauchen. Die Schützen waren indessen dazu übergegangen, an allen möglichen Gegenständen, die an der Schießplatte aufgehängt wurden, ihre Schießkunst zu probieren. Da bringt einer der Schützen eine Pfeife, die mit der unseres Freundes eine verteilte Ähnlichkeit hatte, ja man hätte sie für Zwillinge halten können, und hängt sie auf. Jetzt begann von neuem die Knallerei, aber, war die Munition

verhext oder die Augen trüber geworden? Selbst die sonst besten Meisterschützen schossen neben das doch große Ziel. Unser Freund stand dahinter, schüttelte mit dem Kopf und stampfte ärgerlich mit dem Fuße, sooft ein Schuß daneben ging. Er selbst war bei den Soldaten ein guter Schütze gewesen und hatte verschiedene Auszeichnungen im Schießen erhalten, aber diese Gesellschaft und ihre Schießerei ging ihm denn doch auf die Nerven. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten: „Gebt merr emol su e Ding her“, sagte er zu seinem Nachbar, und dieser überreichte ihm bereitwilligst den Stutzen. Er trat vor,



legte an, zielte, wie er es bei den Preußen gelernt hatte, ruhig, dann — „Btsch“ machte es und der Pfeifenkopf flog in tausend Fetzen. „Seht err, ihr Schlumpschitze, su werd geschosse“, meinte er strahlend, „deß wor e Meisterschuß!“ — „Owwer, wem wor denn eigentlich däi Peif?“, fragte jetzt der Schützenmeister. Da schrak unser Freund zusammen, faßte nach seiner Tasche und rief: „Dunnerkeil noch emol, a däi woar jo mei!“ — Großes Gelächter ringsum, und — wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Einige Runden stellten dann den Frieden wieder her. Mitgeschossen hat unser Freund nicht mehr, er hatte mit dem einen „Meisterschuß“ genug.

Der kurierte Hund — Die Geschichte einer einfachen Kur, die dreifachen Erfolg hatte

Anfangs der achtziger Jahre im vorigen Jahrhundert bewohnte ein damals sehr bekannter und beliebter Frankfurter Schauspieler in Oberursel eine schöne Villa. Außer der Liebe zum Theater hatte er noch eine weitere ebenfalls tiefgehende Liebe und die galt — seinem Hühnerhund. Nun war eines Tages der Hund krank geworden, und die verschiedensten Tierärzte versuchten ihre Kunst an dem vierbeinigen Patienten, aber, wie es wenigstens seinem Herrn schien, vergeblich.

Da kam dem Künstler ein guter Gedanke. Er begab sich zu seinem Fleischlieferanten, einem Metzgermeister in der Vorstadt, zeigte ihm den Hund in der Annahme, daß die meisten Metzger „Hunde-verstand“ hätten, und frug diesen um Rat. Der Meister nahm erst den „Schwanenhals“, den er immer rauchte, aus dem Mund, betrachtete sachverständig den Hund und meinte: „Es eß goar net su schlimm, Herr Sch., recht vill Flaasch muß er ze fresse kräie, dann wird er schun widder gesond.“

Der Künstler überlegte auch gar nicht lange und bestellte: „Jeden Tag abwechselnd, einmal zwei Pfund Kalbsfrikandeau, dann einmal zwei Pfund mageres Schweinefleisch.“ —

Seine Köchin bekam den Auftrag, das Fleisch speziell für den Hund herzurichten, nur leicht würzen und anbraten. Besonders eingeschärft wurde ihr noch, ja darauf zu achten, daß nur erstklassiges Fleisch geliefert würde.

Die Köchin schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er mit dem ersten Fleisch ankam. Doch des Metzgers Bub wußte hier Rat. Der Bräutigam der Köchin war hier Postbote, ihm sowohl als auch dem Jungen war derartige Braten nur selten unter die Zähne gekommen. Er flüsterte ein Weilchen mit der Köchin und brachte dann ein Körb-

chen zum Vorschein, in dem eine gehörige Portion „äußerst delikate“ Kalbsknochen lagen.

Nun war die Sache in Ordnung und die „Kur“ begann: Der Hund bekam täglich seine Knochen, leicht gewürzt und leicht angebraten, der Postbote und der Metzgerbub führten sich das Fleisch zu Gemüte, und siehe da, alle drei gediehen, es bekam ihnen ganz vorzüglich!

Einen ganzen Monat dauerte die Kur. Dann kam der Künstler zu dem Metzger, führte ihm den Hund vor, bedankte sich für den guten Rat und beglich die nicht gerade kleine Rechnung, wobei für den Jungen ein für die damalige Zeit recht anständiges Trinkgeld abfiel. Das Fleisch bestellte er ab.

Aber so sehr er sich über die Gesundheit des Hundes freute, ebenso sehr bedauerten die beiden „Missetäter“, daß die Krankheit so schnell behoben war, denn die beiden hätten „die Kur“ noch lange ertragen.

Gewinn Nr. 17

In oder bei Offenbach war eine landwirtschaftliche Ausstellung gewesen, die auch von hiesigen Landwirten und sonstigen Interessenten besucht wurde. Dabei erwarb ein hiesiges Glückskleeblatt, der dicke J., der dicke K., K. A. und der Wirt B. einige Lose. Als nun einige Tage nach der Ziehung der K. A. seine Post nachsah, fand er darunter auch die Ziehungsliste und, er traute seinen Augen kaum, da stand schwarz auf weiß: „Nr. 437 Gewinn Nr. 17 eine landwirtschaftliche Maschine.“ Donnerwetter! Das mußten die anderen beiden Glücklichen gleich wissen, denn das Glückslos befand sich in ihren Händen. A. brauchte auch nicht lange zu suchen, er fand sie alsbald am Stammtisch im „Adler“. Daß der Gewinn begossen wurde, war selbstverständlich, und bald zierten einige Bembel den Tisch, an dem sich alsbald eine Menge „Gra-

tulanten“ eingefunden hatte. Und nun begann das große Rätselraten. Was mochte es für eine Maschine sein? Man fing beim Garbenbinder an und ging nur herunter bis zur Säemaschine, denn eine solche mußte es mindestens sein. Einige Spötter, die auf einen einfachen Pflug rieten, hätte man beinahe hinausgeworfen, denn Nr. 17 konnte so ein einfaches Ackergerät nicht sein, das stand fest! Vom „Adler“ zog dann die Gesellschaft in den „Bären“, und hier wurde beraten, wie die Maschine heimgeholt und verwandt werden sollte. Jeder, der glaubte, die beste Verwendung dafür zu haben, mußte diesen Anspruch mit einigen Bembeln bekräftigen, und da dies nicht wenige waren, wurde die landwirtschaftliche Maschine schon im voraus gut eingeweicht. Anderen Tags ließ K. seine Pferde einspannen, ein paar Bund Stroh auf den Wagen legen und schickte den Knecht nach Offenbach, wohin die glücklichen Besitzer sich mit der Bahn begaben. Im „Bären“ fand sich gegen Abend dann alles wieder ein, um die Gewinner zu erwarten. Es wurde 8 Uhr, 9 Uhr, da kam der Wagen in Sicht, aber leer. Der Knecht konnte keine Auskunft geben und mußte die Neugierigen auf die „Glücklichen“ selbst verweisen, die sich denn auch mit dem 10-Uhr-Zug einstellten. Der dicke J. kicherte gleich bei der Ankunft in seiner gewohnten Weise, während die anderen alle möglichen Ausreden gebrauchten. Endlich prustete J. los: „A dout se doch ebei, die landwirtschaftlich Maschin!“ und lachte, daß sein Bäuchlein auf- und niederwippte. Da griff der August hinter sich, brachte eine Pappschachtel zum Vorschein und entnahm derselben ein kleines Maschinchen, das man an den Tisch schrauben konnte und angeblich zum Zerkleinern von Hühnerfutter dienen sollte. — Das war ein Jubel, und war vorher das „Glück“ begossen worden, so begoß man jetzt erst recht den „Hereinfall“.

„Bären“, Vorstadt 2, Ecke Vorstadt / Oberhöchstatter Straße. Dort befand sich auch das erste Oberurseler Kino.

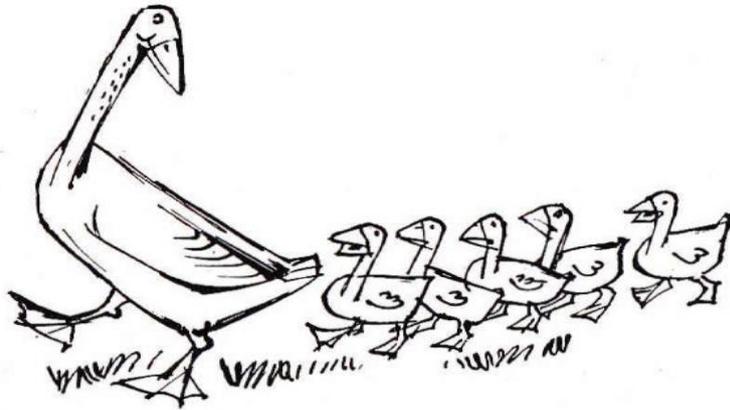
Die ganz schlaue Gans

Daß der Ausdruck „Dumme Gans“ nicht so ohne weiteres auf das ganze Gänsegeschlecht ausgedehnt werden darf, ist ja wohl bekannt, haben doch Gänse einst durch ihre Schlaueit das Capitol gerettet. Von der Schlaueit einer Gans, die wir einmal hier in Oberursel hatten und deren Tat heute noch allen alten Oberurselern bekannt ist, wollen wir, damit auch sie wenigstens in die Oberurseler Geschichte eingeht, heute etwas erzählen.

War da einem Landwirt, der in der Nähe des Urselbaches wohnte, im Herbst seine beste Leggans gestohlen worden, und, wenn man auch einen bestimmten Verdacht hegte, die Beweise fehlten eben, so daß sich der Dieb den ganzen Winter hindurch des Besitzes der so billig erworbenen Gans erfreuen konnte. Er kannte ja ihre guten Eigenschaften zu genau, hielt sie eingesperrt und ließ sich die Eier, die ihm die Gefangene lieferte, wohlgefallen.

Als der Frühling kam, legte unser Freund der Gans eine Anzahl Eier unter, und diese war sich ihrer Pflicht wohl bewußt, so daß bald elf muntere Gänschen ausschlüpfen. Hochbefriedigt betrachtete er täglich die kleine Gänse-schar, und als einige Zeit herum war, glaubte er auf die allen Gänsen angedichtete Dummheit bauen zu können und beschloß, der Gänsemutter einen ersten Ausflug ins Grüne zu gestatten. Er brachte sie auf die an sein Gehöft angrenzende Wiese und freute sich von Herzen, als die Gesellschaft sich dort so vergnügt tummelte. Kaum hatte er aber den Rücken gedreht, als die alte Gans spähend den Kopf hob, nach allen Seiten äugte, sich langsam aufrichtete und, in ein lautes Geschnatter ausbrechend, von ihren elf Kleinen gefolgt, in richtigem Gänsemarsch dem Gehöft ihres wirklichen Eigentümers zumarschierte. Das war ein freudiges Wiedersehen, und besonders die Gefolgschaft der alten Gans wurde herzlich willkommen geheißen. Während hier fröhliches Geschnatter das ganze

Gehört erfüllt, gab es bei dem lieben Nachbar lange, sehr lange Gesichter, aber man hütete sich wohlweislich, etwas von der Gänsegeschichte verlauten zu lassen. Auch dem Schreiber dieser Geschichte wurde sie nur unter dem „Siegel allertiefster Verschwiegenheit“ anvertraut, und er wird auch „niemals“ etwas darüber verlauten lassen, ist er ja hier bekannt dafür, daß gerade derartige Sachen bei ihm am besten aufgehoben sind!!!



Aufs längste Leben

Ein biederer Oberurseler Handwerksmeister, der die ganze Woche ehrsam an seinem Arbeitstische saß, weder Früh- noch Abendschoppen kannte, trank gewöhnlich des Sonntagsabends einen über den Durst. Es gab auch damals schon viel zu kritisieren an den Wirtstischen und sowohl das, was die Stadtväter beschlossen, als auch was im Staat und Land passierte, war dort fast immer falsch und ein jeder bewies dabei treffend, wie es eigentlich gemacht werden müßte. Auch unser Meister beteiligte sich sehr gerne an diesen Gesprächen, und da er eine gar hitzige Natur war, dem dabei die Leber auch noch auf der „Sonnenseite“ lag, so wanderten gar viele Schoppen den Weg allen Äpfelweins. Wenn er dann, wenn der „Nau“, der

Nachtwächter, die kürzeste Stunde längst ausgerufen, seinem Heim zuwankte, gab es dort immer einen unfreundlichen Empfang. Eines Abends nun, als er auch noch an einen Tisch anstieß, wodurch Geschirr herunterfiel und zerbrach, war „Sie“ besonders wild. Ihre lange, lange Rede endigte schließlich mit den Worten: „Dou beßt noch mein Dud!“ (Tod). Als er darauf etwas Unverständliches in den Bart murmelte, fuhr sie auf: „Su, dou schlechter Kerl, deß wir Dir aach noch recht. Naa, den Owend heit vergeß ich owwer net unn wann eich — hunnert Juhr aalt wer'n!“ Entgeistert starrte er im Scheine des trüben Nachtlichtchens seine Frau an, die Schlafhaube war ihr ins Genick gerutscht und die Augen sprühten Funken. „Hunnert Juhr? Hunnert Juhr?“, stotterte er entsetzt, „im Gotteswille, a willst Dou dann wirklich noch länger lewe, wäi ich . . . ?“

Der Ochsen-Kuh-Euter

Vor etwa 60 Jahren gab es hier einen Metzger, dessen Spezialität es war, recht alte Kühe zu schlachten. Es gab aber auch zur selben Zeit hier einen Arzt, dem ein Kuh-Euter ein Hochgenuß war, und der diese „Delikatesse“ meistens von diesem Metzger bezog. Bemerkte muß werden, daß die Kinder des Metzgers gewohnt waren, das Kuhfleisch bei der Kundschaft als „Ochsenfleisch“ anzukündigen und dies ihnen in Fleisch und Blut übergegangen war. Nun hatte der Metzger wieder einmal eine recht alte „Behäime“ — wie der Metzgerausdruck lautete — geschlachtet und schickte seine Tochter zu dem Arzt, um diesem seine Lieblingsspeise anbieten zu lassen. Die Tochter entledigte sich ihres Auftrages und sagte: „En schiene Gruß vom ‚Bappe‘ (Vater), mer hätte en recht fette Ochs geschlacht, un wann se von dem en Käimemm (Kuh-Euter) wollte, dhet ich en gleich bringe!“

Eine schwierige Fahrt

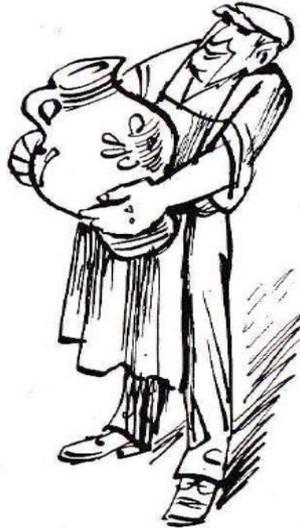
Als die Elektrische und die Kraftomnibusse noch nicht den Verkehr von Ort zu Ort bewerkstelligten, gab es in jedem größeren Orte Fuhrwerke verschiedener Art, die die Reisenden und sonstige Personen, die beruflich in den Dörfern ohne Bahnstation zu tun hatten, dorthin beförderten. Auch unser alter Freund A. E. besaß ein auf hohem Gestell ruhendes Kaleschchen und einen dazu passenden sehr schnellen Schimmel. Eines Tages, es war im November und ein leichter Spurschnee gefallen, hatte er zwei gute, wohlbeleibte Freunde, den D. P. und den Z. J., nach Weißkirchen gebracht. Dort gab es, wie auch heute noch, einen guten Schoppen Hohenastheimer, dem die beiden Freunde mit Leidenschaft ergeben waren. Es war ziemlich spät, als der Fuhrmann sie, nicht ohne besondere Schwierigkeiten, jeden mit einem kräftigen Affen als Begleiter, in das Fuhrwerk verstaute. Lustig ging der Schimmel los; an der Ecke der Weißkircher- und Frankfurter Chaussee stand ein Wegweiser. Der Schimmel stutzte und scheute, aber ein kräftiger Peitschenhieb brachte ihn zur Raison. Mit starkem Ruck ging es um die Ecke und in gestrecktem Galopp Oberursel zu. An der Allee klopft P. dem biedereren Kutscher auf den Rücken und brüllt „Ha — a — a — lt! Ha — a — a — lt!“ Der zügelt das Pferd und sieht, daß er nur noch einen Fahrgast hat. „Dunnerwetter“, meint er, „den howwe mer verlorn!“ „Dann nix wie herum“, sagt P. und setzt sich wieder. E. aber wendet das Pferd, mit kräftigem Ruck zieht dieses wieder an und wie der Sturmwind geht es den Weg wieder zurück. Am Eingang des Weißkircher Weges liegt Z. an der Seite und schläft den Schlaf des Gerechten. Der Sturz hatte ihn nicht einmal aufgeweckt, viel weniger geschadet. Der Fuhrmann hält, wendet sich um und will P. rufen, da — bleibt ihm der Mund vor Staunen offen — sein Fuhrwerk ist leer. „Aach deß noch“, brummelt er,

wendet langsam und schafft mit Mühe und Not den Z., aber diesmal einfach auf den Boden des Wagens. Langsamer als das erste Mal geht der Schimmel nach Oberursel zurück. E. läßt seine Blicke rechts und links über den Weg schweifen und siehe da, an der Ecke des Friedhofes, wo er gewendet hatte, sitzt P. im Graben, ebenfalls in tiefem Schlafe. Es war keine Kleinigkeit, den zweiten Fahrgast zu seinem Freunde zu bringen, aber es gelang und nun ging es wieder in schlankem Trab dem Heime der beiden zu. Glücklicherweise waren es Junggesellen, denen die Gardinenpredigten erspart blieben. Aber ein kräftiger Schnupfen erinnerte sie noch lange an diese Fahrt.

Er hatte doch so schön „Guten Morgen“ gesagt!

Oberursel hatte einen neuen Bürgermeister bekommen! Ein Ereignis in der damals noch verhältnismäßig kleinen Stadt, das überall eifrig besprochen wurde, und man war neugierig, das neue Stadtoberhaupt zu Gesicht zu bekommen. So ging es auch einem Metzgermeister, der sich vor seinen Kollegen durch eine besondere Liebenswürdigkeit gegenüber prominenten Persönlichkeiten auszeichnete. Als er in aller Gemütsruhe einen Markknochen zersägte, erschien sein jüngstes Töchterchen und rief: „Babbe, ewe kimmt de neie Borjemaaster mi 'm Zölller (der damaligen ganzen Polizeimacht) die Gaß eruff!“ Knochen und Säge flogen auf die Seite, die Schürze wurde gerade gezogen, die seidene Mütze fest auf den Kopf gedrückt und an die Ladentüre gesprungen. Richtig, da kam der Herr schon. Devot lächelnd zog unser Meister die Mütze vom Kopf, machte eine zierliche Verbeugung und sagte: „Schönen Guten Morgen auch, Herr Bürgermeister!“ Dieser erwiderte den Gruß und ging mit Zölller weiter. Am Tor

des Hauses blieben beide einen Augenblick stehen, der Bürgermeister ging dann weiter, während Zöller zurückkam. Der Meister schmunzelte, das hatte was zu bedeuten! Und richtig, Zöller trat auf ihn zu und sagte: „Hir emol, eich muß Dich uffschreiwe, aus Dei'm Hof lääft Mistpuddel eraus. De Borjemaaster hat deß geseh', deß kost Dich 1 Mark!“ „Och, och! De neie Borjemaaster läßt mich schon uffschreiwe? Un eich hatt' em doch ewe noch su schön Gute Morje gesagt!“



Der „Spender“

Kommt da ein junger Mann aus der Umgegend zu unserem alten Bekannten B., richtet von einem dortigen Verein Grüße aus und ladet ihn zu einer Veranstaltung desselben ein. B. kratzt sich hinter den Ohren, streicht sich über die Glatze und sagt: „Ja, lieber Freund, ich kann leider net komme, owwer woaßte woß, gebb dene Brüder en Bembel!“ — „Derfs en grüße (große) sein?“, war die Gegenfrage. „De grieste (größte) wu du eß!“, die Antwort. Freudestrahlend bringt der junge Mann den Vereinsbrüdern die Nachricht, und der größte Bembel des

Wirts ging den Weg aller Äpfelweinbestimmung. Einige Zeit später begegnete der junge Mann B. wieder, und es entwickelt sich folgendes Zwiegespräch:

B.: „Hoste den Bembel gewwe?“

Der junge Mann: „Aber gewiß!“

B.: „Woar der Äppelwoi gut?“

Der junge Mann: „Ausgezeichnet!“

B.: „Host'n aach bezoahlt?“

Der junge Mann: „Ja, fünf Mark hat er gekost, und . . .“
— „No, dann is jo alles in Ordnung“, sagt B., läßt ihn verduzt stehen und geht seinen Weg . . . !!

Eine öffentliche Demonstration oder die Visitenkarte als Verräter!

Drei wackere Turnbrüder, alle dem „Bachadel“* entstammend, kehrten eines Samstagabends spät von einem Ausflug zurück. Der „Hohenastheimer“, dem sie in Oberstedten gehuldigt, wirkte, und sie verspürten ein menschliches Rühren. Da schon damals, man schrieb 1881, über den Mangel an öffentlichen Bedürfnisanstalten viel Klage geführt wurde, beschlossen die drei, als sie am Hause des Bürgermeisters vorbeikamen, ein Exempel zu statuieren. Sie hockten sich nebeneinander auf die Treppe und taten etwas, was man nicht soll. Aber damit nicht genug, kam ihnen ein guter Gedanke. Einer brachte ein Stückchen Karton zum Vorschein, und der andere, ein angehender Lehrer, schrieb darauf:

„Aus Mangel an städtischen Aborten hier,

. . . man dem Bürgermeister vor die Tür!

Fein säuberlich wurde die Karte dazugelegt und die Gesellschaft verschwand. Am anderen Morgen sah der Bürgermeister, er war Frühaufsteher, als erster diese „Tat“, die zum Himmel roch, fand aber auch die dazugehörige

* Mühlenbesitzer

Widmung. Er hob die Karte auf, las, drehte sie um, las auch, was auf der Rückseite stand, verwahrte das Ding gut und — schmunzelte.

Sein eigenes Patenkind erschrak nicht schlecht, als der Bürgermeister gleich darauf in der Wohnung seiner Eltern erschien, nach ihm frug, und ihn anherrschte: „Vorwärts — Jakob, Eimer und Besen genommen und die Trepp' sauber gemacht!“

Mit einem unschuldigen Augenaufschlag sah ihn dieser an und sagte: „Owwer Pätter (Pate), woß es dann?“ Doch da prasselte ein himmelheiliges Donnerwetter auf ihn nieder, und mit den Worten: „Willste aach noch lüge? Do guck'“, hielt ihm der Bürgermeister die Karte hin. Jakob nahm sie, drehte sie um und stöhnte: „Ach, ich Schoofskopp — mei Visitekart!“

So war es auch, er mußte die anderen Spießgesellen angeben und ein Strafzettel nebst üblichen „Belehrungen“ war die Folge dieser „öffentlichen Demonstration“.

Der Hans Schmidt

Als der alte „Hansschmidt“ noch ein junger forscher Gesell war, arbeitete er bei einem hiesigen Schreinermeister, dessen Frau als sehr geizig bekannt war. Nun hatte der Schreinermeister eines Tages Besuch und dem zu Ehren hatte sich die Hausfrau sogar ein Viertelfund Butter geleistet, was sonst das ganze Jahr nicht vorkam. Beim Kaffee, zu dem in dieser patriarchalischen Zeit noch Gesellen und Lehrlinge zugezogen wurden, schmierte sich der Hannes als erster sein Brot und strich die Butter recht dick auf. Die Hausfrau beobachtete dies und, nachdem sich Hannes durch ihr Gebärdenspiel nicht stören ließ, meinte sie: „Hannes, die Butter isß dheier!“ (teuer). „Hm“, meinte der Hannes, indem er kräftig ins Brot biß: „Sie eß owwer aach gout!“

„Der Bembelhund“

Ein „Bembelhund?“, wird mancher fragen und vergebens werden die Hundekenner seinen Stammbaum nachschlagen, denn eine Kreuzung zwischen einem Bembel und einem Hunde hat bisher niemand zuwege gebracht. Unser Bembelhund entpuppt sich deshalb auch nur als kleines Spitzchen, das eines Nachmittags im „Adler“ neben dem Nikolees saß. Ich kam mit meinem Freunde F. gerade dahin, als sich der Stammtisch füllte. „Nikolees“, sagte F., „Ich bezahl en Bembel, wenn ich den Hund mitnehme derf!“ „Sach d’von“ (von mir aus), meinte dieser, und so kam der Hund zu F. und der Bembel auf den Stammtisch. Inzwischen hatte Meister R. . . . , das „Röschen“ genannt, den Hund an sich gelockt und bot 2 Bembel für denselben. Handschlag! Zwei neue Bembel zierten den Stammtisch und unser Spitzchen hatte einen neuen Herrn. Doch der Durst war, wie überall, wo es umsonst geht, schrecklich groß und schon näherte sich der letzte Bembel stark der Neige, als Meister Jakob K. . . . , der ebenfalls ein Auge auf den Hund geworfen, abermals 2 Bembel bot. R. wollte erst nicht, doch Zureden hilft immer, und so wechselte das Spitzchen wiederum den Besitzer. Auch K. erfreute sich nicht lange seines Besitzes. Weitere Bembel und ein paar Pfund frische Fleischwurst, die der dicke J. stiftete, machten diesen zum glücklichen Hundebesitzer. Mit diesem Tausch war unser Spitz ganz besonders zufrieden, denn jetzt fiel zum ersten Male auch für ihn was ab. Schweifwedelnd saß er neben seinem Herrn und ließ sich die Wursthaut schmecken. Da, er traute seinen Hundeohren kaum, hörte er, wie „der olle ehrliche Seemann“ eine Runde Handkäs für ihn bot. Das war denn doch zu stark. Ein „Hundepfuiteufel“ entringt sich seinen Zähnen, er zieht den Schwanz ein und verschwindet unter den Tischen. „Alles nimmt ein Ende“, so auch diese Sitzung. Mit einem Stück Waschseil bewaffnet

sucht nun der „Seemann“ sein Hundchen, aber es war nirgends mehr zu entdecken. Brüderle gestand ihnen ganz kalt, daß der Hund gar nicht ihm gehört habe, sondern nur nachgelaufen sei. Großes Hallo! Und so kam es, daß an diesem Abend jeder einen „großen Spitz“ mit nach Hause brachte, das „kleine Spitzchen“ aber war und blieb verschwunden. Der Name „Bembelhund“ wurde ihm aber deshalb noch „ehrenhalber“ verliehen!



Plusch hots gemocht!

Als noch die goldenen Zeiten waren, in denen man das Schöppchen Bier für 10 Pfennig trank und ein kräftiges Rippchen mit Kraut ganze 30 Pfennig kostete, gab es auch schon Leute, die mit ihrem Lose nicht zufrieden waren und deshalb alle möglichen Lotterielose dazukaufen, in der Hoffnung, doch noch einmal den Haupttreffer einheimen zu können. Von diesen Leuten hatte sich eine Anzahl zusammengefunden, und, da bekanntlich, wo mehr als drei Deutsche zusammenkommen, ein Verein gegründet wird, entstand auch hier eine Spielergesellschaft. Die Aufnahme war streng, wem aber das Glück zuteil ward, der hatte ein solennes Essen zu stiften. Ich war Hospitant bei der Gesellschaft, d. h. ich nahm nur an dem Essen als Gast teil. Nun ward einmal bei Aufnahme

eines Geflügelhändlers ein großes „Gickelessen“ veranstaltet. — Freund L. Bommersheim, der ebenfalls Mitglied war, hatte am selben Tage Schlachtfest und sandte uns eine große Kanne mit Wurstsuppe, in der zwei Mordswürste in neckischem Spiel auf- und niedertauchten. Der Wirt wollte gleich damit zu der Gesellschaft, kam aber auf meinen Rat davon ab. Erst als ihnen schon die knusprigsten Hähnchen nicht mehr schmeckten, machte ich die Mitteilung, daß die „Wurstsuppe“ eingetroffen sei. „Gieh haam met deiner Wurschtsupp“ hieß es von allen Seiten, „Geb se de Säu! — Hähncher un Wurschtsupp! — Laß dich haamgeie!“ — Ich ging, betrübt darüber, daß eine gut gemeinte Gabe so verschmäht wurde, zu dem Wirt; wir fischten die Würste heraus und teilten sie brüderlich, während die „Suppe“ wunschgemäß in den Schweinetrog wanderte. Als einige Tage später Freund L. den Vorsitzenden der Spielgesellschaft traf und frug: „No, wäi woor die Worscht?“ sah ihn dieser erstaunt an. „Worscht? Worscht? Was for Worscht?“ — „Na, ich hob eich doch e Wurschtsupp un zwa Riesewerscht geschickt!“ — „Naa“, meinte der Vorsitzende, „von Wurschtsupp hob ich wos gehiert, owwer Werscht howwe mer kaa geseh!“ Wütend kam L. zu mir: „Wu eß di Worscht?“ — „Was for Worscht?“ — „Ei däi in de Wurschtsupp geleje hot!“ An meinem „erstaunten“ Gesicht sah er, daß ich „unschuldig“ war, und so nahm er mich mit zum Wirt. Der, als er hörte, um was es sich handelte, machte erst ein noch dümmeres Gesicht als ich, dann aber kam ihm die Erleuchtung. Er kratzte sich hinter dem Ohr und sagte: „Woaßte Freund, jetzt werd mer ebbes kloor! Wäi ich deß Zeug in Trog geschitt hob, hots emol su — ‚Plupsch‘ gemocht, deß eß mer uffgefalle, owwer Werscht hun oom annern Morje kaa im Trog geläje!“ Jetzt fing Freund L. an zu lachen und rief: „Plupsch hots gemocht! Plupsch hots gemocht! O ihr Schofskepp, deß worn jo die Werscht!“ — Wir ließen ihn gerne auf

dem Glauben, aber die Spielergesellschaft schüttelte die Köpfe, als er ihr freudestrahlend unseren „Reinfall“ berichtete, und wir mußten noch manchmal hören: „Ja, ja, Plupsch hots gemocht!“

Schnell gelöscht

„Alter schützt vor Torheit nicht“, sagt ein altes Sprichwort, und das trifft mehr zu, als man denkt. Auch unser Freund J. mußte das am eigenen Leibe erfahren. Er nennt zwar ein ganz nettes, häusliches Weibchen sein Eigen, aber das hindert ihn nicht, seine Augen gelegentlich auf jugendliche Schöne zu werfen. Seine Wahl fiel auf das Dienstmädchen eines Gastwirtes, und es schien, als ob das Glück ihm günstig sei. Seine kleinen Aufmerksamkeiten wurden erwidert, und wenn er ihr hier und da bei der schweren häuslichen Arbeit behilflich war, dankte ihm jedesmal ein Blick aus himmlischen Augen und ein kräftiger Händedruck. Kein Wunder, daß J. immer kühner wurde. Sein Herz ging auf wie Kreppel, wenn er nur die Schritte des holden Wesens hörte, und hörbar waren sie, denn die zarten Füßchen steckten in richtigen — Holzschuhen. Unbemerkt war sein Schmachten auch nicht bei den Stammgästen geblieben, sie setzten sich mit der Jungfrau in Verbindung, und diese war bereit, mitzuhelfen, um J. von seinen Liebesschmerzen zu befreien. Eines Abends, als das Mädchen zu tun hatte, gesellte sich J. zu ihr und wurde zum ersten Male recht aufdringlich. Kaum konnte sie sich seiner heißen Liebesworte noch erwehren. Da kam ihr ein Gedanke. Sie versprach ihm ein Rendezvous am selben Abend im Holzstalle. Er sollte nur nach dem Abendessen kommen, und eines Winkes gewärtig sein. Noch nie schlichen die Stunden so träge dahin, das glaubte wenigstens J., der kaum etwas zu Hause angerührt hatte und nun ungeduldig hinter seinem Schop-

pen saß. Da erschien die Geliebte, gab einen kurzen Wink und verschwand. J. fühlte sich bereits im siebten Himmel, alle Wonne kostete er im voraus durch, als er über den Hof nach dem Stalle schlich. Leise wurde die Tür geöffnet und er tastete im Dunkel und flötete: „Herzensschatz, Goldkind, Engel, hier ist dein J.!“ Langsam ging er weiter, da fühlten seine Hände etwas Weiches, er breitete die Arme aus und flüsterte: „Komm schnell — mein Herz brennt lichterloh!“ „Wasser! Wasser!“ brüllte in demselben Augenblick eine mächtige Baßstimme und gleichzeitig ergoß sich ein Strom eiskalten Wassers über den allzu feurigen Liebhaber. Einen Augenblick stand er noch da, wie Lots Weib selig, dann aber riß er die Stalltüre auf und — stieß auf seine Freunde, die ihn mit lautem Hallo empfingen. Schleunigst gab er Fersengeld und hat geschworen, sich für die Zukunft einen „Herzensminimax“ zuzulegen, um etwa weitere ausbrechende Herzensbrände selber löschen zu können.



Die Fußwaschung

In jener goldnen Zeit, als das Hammelfleisch noch 6 Kreuzer kostete, die Bürger streiken wollten, weil die Landwirte mit dem Schoppen Milch von 6 auf 7 Pfennige aufschlugen und der Apfelwein zu 2 Kreuzer verkauft wurde, war in einer längst eingegangenen Wirtschaft ein altes Ehepaar, das zwar einen guten Schoppen aus-schenkte, aber sehr kurz angebunden war und furchtbar grob werden konnte. Wie überall, gab es auch hier einen Stammtisch, dem u. a. der als großer Spaßvogel bekannte N. Crana angehörte. Eines Abends, es war für die da-maligen Verhältnisse schon spät, es ging auf 11 Uhr, be-stellte der Stammtisch Handkäs mit Butter. Brummend zog der Wirt ab, seine Gemahlin folgte ihm auf dem Fuße und sagte: „Nemm se aus dem hinnerste Dippe, für däi Gesellschaft sein däi gout!“ Die Handkäse wur-den damals im Kuhstall aufbewahrt. Bald stand die Nationalspeise der Taunusbewohner auf dem Tische, verbreitete aber einen Geruch, daß die Gäste, die in dieser Beziehung nicht verwöhnt waren, sich die Nasen zu-hielten und verzweifelt einander ansahen. Da kam Crana ein Gedanke. Er ging zur Küche, kam mit einem Lappen, durch den gewöhnlich die Milch gegossen wurde, wieder, sammelte hinter dem Rücken der Wirtsleute, die am Ofen eingenickt waren, sämtlichen Käse und verschwand mit noch zwei Genossen, darunter der Fuhrunternehmer Raufenbarth, im Schlafzimmer der Alten. Inzwischen war die Polizeistunde hereingebrochen, der „Schreck-lichste der Schrecken, der Ilmstadtskaspar mit seinem Stecken“ (Stadtpolizei) erschien und trieb die Gesellschaft heim. Als etwas später der Mond durch die Scheiben lugte, beobachtete er folgendes: Die Wirtsleute lagen in ihrem breiten Ehebede, da hob sie ihr Stumpfnäschen und schnupperte: „Peter“, sagte sie, „richst Dou nix?“ „Hm“,

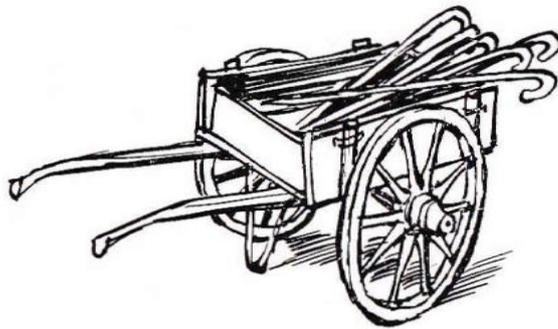
Nikolaus Crana wohnte in der Hospitalstraße 17.

brummte der, „ich waaß net?“ „Peter!“, fing sie wieder an, „ich glaab, es sein dei Fäiß!“ (Füße). „Mei Fäiß?, naa, deß kann net sei, eich hun se erscht vor 14 Dog gewesche!“ „Peter“, fing sie wieder an, „es iß doch su, stei uff un wäsch se, es eß net zum aushalle!“ Gehorsam stand Peter auf, fachte das Feuer auf dem Herd wieder an, machte heißes Wasser und nahm mitten in der Nacht recht umständlich eine gründliche Fußwaschung vor. Kaum lag er wieder im Bett, da hob er seinen Zinken, schnupperte und sagte: „Katherin! Deß worn mei Fäiß gor net, deß sein dei! Jetzt steihst Dou owwer uff un wäschst se, sonst kann mer jo verdammt net schlofe.“ Nun schlüpfte sie heraus und abermals fand eine gründliche Reinigung statt, aber der Geruch wich auch nicht, als sämtliche Fenster geöffnet und sämtliche Kleider aus der Stube entfernt waren. So kam unter Brummen und Schelten der Morgen heran und hiermit eine gründliche Durchsuchung des Zimmers. Als man zum Schlusse das Bett abrückte, fiel etwas mit einem „Klatsch“ zu Boden. Es waren die „Duftspender“. Fein säuberlich eingepackt, hatte sie das Kleeblatt zwischen Bett und Wand gesteckt. Er schaute sie an, schüttelte mit dem Kopfe, sie sah ihn an und nickte verständnisvoll. Als am Abend aber der Stammtisch wieder Handkäse mit Butter verlangte und Katherin bereitwilligst verschwand, da rief ihr ihr Peter nach: „Katherin, nimm se aus dem vorderste Dippe!“

Der Herr Leim

War da bei uns ein ehemaliger Stockdreher, späterer Händler N., der alle möglichen Kommissionen besorgte, überhaupt als Mädchen für alles zu gebrauchen war. Am liebsten ging er mit Reisenden, denen er die Musterkoffer fuhr, von Geschäft zu Geschäft, und dann natürlich auch ins Wirtshaus, allwo er mit Essen und Trinken und etwas gutem Rauchbarem vorlieb nahm. Eines Tages erhielt er

einen Eilbrief, in dem ihn ein Herr „Leim“ aus Köln zum Abholen seiner Koffer an die Bahn bestellte. Zwischen 7 und 24 Uhr käme der Herr Leim an. Da er sich auch noch für die gute Bedienung, die ihm bei seinem letzten Hiersein durch den biedereren N. widerfahren sein sollte, bedankte, schöpfte dieser keinen Verdacht. An jedem Zug war er, bewaffnet mit seinem großen Stoßkarren, und musterte scharf alle Ankommenden. Aber Zug um Zug brauste durch die Halle. Viele kamen, nur der Erwartete nicht. „Er muß den Zug versäumt haben“, meinte N. zu dem ihm „zufällig“ begegnenden Stockfabrikanten J. Als er aber anderen Tages, nachdem er wiederum vergebens mit seinem „Handwerkszeug“ an fast allen Zügen angefahren war, abermals dem Stockfabrikanten J. begegnete und dieser ihn mit spöttischem Lachen nach dem Herrn „Leim“ fragte, schöpfte er Verdacht. Und als er dann gar noch hörte, daß dieser Fabrikant tatsächlich in Köln war, roch er den Braten und schwor ihm grimmige Rache, doch ließ er vorerst nichts merken. — Es war schon längst Gras über die Sache gewachsen, andere Streiche gaben Erzählerstoff genug, als unser N. sich bei dem Fabrikanten einstellte, eine Ordre eines Frankfurter Geschäftes, die er irgendwo aufgetrieben, vorzeigte und in deren Auftrage um ein halbes Dutzend Probestöcke, neueste Muster, bat. Da die Firma zu den besten Kunden des Fabrikanten zählte und N. für sie schon öfters Kommissionen besorgt hatte, bekam er die sechs schönsten



Stöcke ausgeliefert, die er dann so schnell als möglich verkaufte. Die Zeit ging dahin, aber weder Nachbestellungen gingen ein, noch wurde die Rechnung bezahlt. Mahnen wollte man die Firma nicht gerne, und als der Fabrikant eines Tages mit N. zusammentraf, frug er ihn nach der Rechnung. Die „Rechnung?“, meinte N. treuherzig, „die habe ich mit den Stöcken an den Herrn Leim in Köln geschickt, und wenn er hier her kommt, wird er sie bezahlen!“ — „Du sollst doch das Gewitter kriege!“, dachte unser Fabrikant; diesmal aber war er der Ge-leim-te!

Das Gewitter oder: Die Versöhnung unter dem Regendach

Eigentlich müßte es „Oberhöchstadter Latein“ heißen, denn der Held der Geschichte ist unser alter Freund G. von dort. G. ist jedoch auch in der Umgebung sehr bekannt, und da wollen wir von ihm erzählen. Guter Humor, ab und zu großer Durst zeichnen ihn besonders aus. Mit ersterem ist seine Gattin einverstanden, nicht so mit seiner zweiten Eigenschaft, und wenn G. mit einem kleinen Äffchen nach Hause kommt, gibt es stets eine heftige Gardinenpredigt. Er gelobt Besserung, sie verzeiht ihm, denn sie hat ihn doch gern, und die Besserung hält auch meistens an bis — zum nächsten Mal.

In einer schönen Frühlingsnacht, der Mond stand voll am Himmel, hörten seine Freunde aus dem Hause G. ein lautes Schimpfen und erkannten an der Stimme dessen bessere Hälfte. Als sie sich daraufhin dem Hause näherten, saß G. gemütlich auf der Treppe unter einem großen, aufgespannten Regenschirm. Auf ihre erstaunte Frage meinte G.: „Hört ihr net deß Gewitter? Wann's su duntert, regents aach gern un do seh' eich mich vir!“ Kaum hatte er dies gesagt, als sich die Tür öffnete und seine Frau in derselben erschien. Aber als sie ihren sonst so

treuen Gatten in dieser Abwehrstellung sah, erstarb ihr das Wort auf der Zunge. G. gewährte seinen Vorteil, sprang auf, nahm sein Weibchen um den Hals und unter dem noch aufgespannten Schirm knallte ein kräftiger Veröhnungskuß. Dann schloß sich der Schirm und die Türe hinter den beiden. Das „Gewitter“ hatte sich verzogen.

Die Worscht!

Ein altes Sprichwort sagt: „Was in der Wurst ist, weiß nur der liebe Gott und der Metzger“, aber einmal wußte es auch der Nikolees, und der Stammtisch im „Weißen Roß“ sollte es erfahren. Und das kam so. Der Schornsteinfegermeister Hemrich hatte geschlachtet. Brüderle, als sein bester Freund war selbstverständlich zugegen. Als es dem Ende zuging, ließ er sich von den beiden Lausbuben des Metzgers eine Wurst aus geronnenem Blut, Klotzschabsel und anderen appetitlichen Sachen anfertigen, die natürlich auch gehörig gepfeffert wurde. Seine Wurst in der Brusttasche, jene herausfordernd in der Seitentasche, begab er sich an den Stammtisch im „Weißen Roß“ und erzählte, wo er herkam. Er hätte es nicht erst gebraucht, denn die Wurst schaute neugierig mit dem Zipfel aus der Tasche, und es dauerte auch gar nicht lange, da war sie daraus verschwunden. Bald brachte der Wirt Brot nach einem Seitentische, und einer nach dem anderen begab sich vom Stammtisch dorthin. Brüderle „merkte“ von alledem nichts. Erst als alle Kauwerkzeuge in Bewegung waren, schaute er hin. Brr! machten die Gesichter, die Hände flogen vor den Mund, und alles, was sie fassen konnten, unter den Tisch. „Fui Deiwel!“, rief einer, „So e Worscht! Däi iß höchstens for de Hund!“ — „Ja“, sagte der Nikelees, „for den hatt ich se aach mitgenomme . . .“

„Weißes Roß“, früher Strackgasse 20.

Der Abbau

Auch das Betteln ist zum Beruf geworden, und für die, welche das Handwerk richtig verstehen, zu einem sehr einträglichen. Kommt da dieser Tage ein solcher Bettler in ein hiesiges Geschäft, dessen Inhaber gute Herzen haben und regelmäßig 5 Pfennig schenken. Doch waren schon ziemlich Vertreter der „höheren Fechtkunst“ vor ihm dagewesen, die Frau, die in dem Kunden einen regelmäßig Vorsprechenden erkannte, gab ihm diesmal statt dem erhofften Fünfer nur drei Pfennig. Der Bursche betrachtete die Gabe, sieht vorwurfsvoll die Frau an, schüttelt den Kopf und sagt im Weggehen: „Ja, ja, Abbau auf der ganzen Linie.“

Musik

Ein altes Oberurseler Sprichwort sagt: „Ohne Musik macht auch die schönste Beerdigung keinen Spaß!“ Da ist es begreiflich, daß hier einst eine Frau, deren Mann schwer krank darniederlag, zu einer Freundin sagte: „Wann em woas bassiert (stirbt), loß eich en met Musik begroawe!“ Auf die Gegenfrage, ob ihr Mann davon wisse, meinte die treubesorgte Gattin: „Gottbewoahr! Deß eß jo deß Schöne, domet dhun ich en iwerrasche!“ Beerdigung! Ein Verein begleitet eines seiner verdienten Mitglieder zum Grabe. Die Musik spielt erhebende Trauermärsche und am Grabe ergreifende Choräle. Beim Verlassen des Friedhofs setzt sie mit einem Marsch ein, aber statt des beim Trio erwarteten „Ich hatt' einen Kameraden“ hören die erstaunten Mitglieder, daß die Musik ihren verstorbenen Vereinsbruder nochmals in die „weite Welt“ schickte. Denn gar lustig schmetterten die Trompeten und Hörner: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt . . . !“

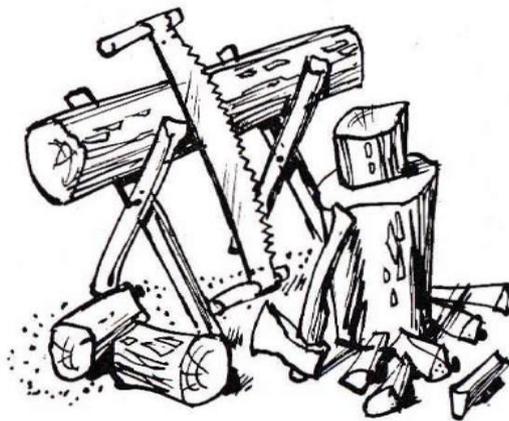
Er kimmt drauß (kennt sich aus)

In den 90er Jahren wird ein alter Oberurseler Schlossermeister, ein Bürger von echtem Schrot und Korn, vor die Steuerkommission nach Homburg geladen und dabei aufgefordert, seine sämtlichen Geschäftsbücher mitzubringen. Die Buchführung war auch bei unserem Freund die „Einfache“, d. h. er hatte ein schmales, langes Buch in der Werkstatt liegen, in das er nach Beendigung der Arbeiten alles mit Bleistift eintrug. Das Buch sah selbstverständlich auch so aus. Mit dem Buche bewaffnet begab er sich zu dem Vorsitzenden der Steuerkommission und überreichte ihm dasselbe mit den Worten: „Do sein mei Bicher, mieh hun eich nett!“ Der Vorsitzende blätterte eine Weile in demselben, in dem sich die Bleistiftschrift von den schwarz gewordenen Blättern kaum abhob, schüttelte den Kopf und sagte: „Na hören Sie mal, da kommt ja keine S. . . drauß!“ — „No“, meinte der Schlossermeister gemächlich, „wann Sie aach net drauß komme, ich komm drauß!“

Die Holzkleinmächer

Es war in jener Zeit, wo noch montags das „Gespenst“ in den Schuhmacherwerkstätten erschien und den Meister zwang, Schutz vor demselben beim Frühschoppen zu suchen. Da saß im „Weißen Roß“ am Stammtisch just an einem solchen Montag eine lustige Gesellschaft, darunter der Lorenz, der Vetter Karl, der Nikelees u. a., als die Tür aufging und der Schuhmachermeister Johann, kurzweg der „Schäffroo“ (Chevreaux) genannt, erschien und klagte nicht nur über das Gespenst und den Durst, sondern, daß man ihm auch noch heute, am Montag, sein Holz gebracht habe. „Ach!“, seufzte er, „wann’s nur schon klaa wär’!“ (Fahrbare Sägen und Holzschneidereien „Weißes Roß“, früher Strackgasse 20.

gab es damals noch nicht, es mußte alles mit Handsägen geschnitten werden.) Man fühlte Mitleid mit dem geplagten Meister, und nach kurzem hin und her war die Gesellschaft bereit, gemeinsam das Holz zu zerkleinern, wenn Rompf den nötigen Apfelwein stelle. Freudestrahlend ging dieser darauf ein und um 2 (14) Uhr bot sich in der Strackgasse (Rompf wohnte zwischen Simon und Trauth) ein Schauspiel für die Götter. Acht Sägen und zwei Beile waren in Tätigkeit, und es war eine Lust zu sehen, wie „viele fleißige Hände sich regten“. Es wurde gesägt und gehackt, daß die Späne flogen. Der



Holzstoß nahm zusehends ab, aber der Haufen des zerkleinerten Holzes wuchs nicht in dem Maße. Als Rompf, der sich redlich mühte, die zehn trockenen Kehlen feucht zu halten, sich darüber wunderte, meinte einer: „A guck doch Johann, der Nikelees schleppt der's doch aach gleich uff de Speicher!“ Und richtig, gerade erschien Brüderle mit einer grauen Mahne* und las Holz ein. Hochbefriedigt nahm Rompf seine Tätigkeit wieder auf, vergaß dabei nicht, daß auch seine Arbeit ihres Lohnes wert sei, so, daß ihn, als die letzten Spalten auf den Sägeböcken lagen, auch bereits „der Bock gestoßen“ hatte. Jetzt war das

* geflochtener Korb

letzte Holz in Brüderles Mahne, und in Begleitung der sich zahlreich eingefundenen Zuschauermenge zog man ins „Weiße Roß“, wo die „Tat der Zehn“ noch reichlich begossen wurde. Mit schwerem Kopfe wachte Rompf am anderen Morgen auf, und da die Morgenluft hierfür ein besonders gutes Heilmittel sein soll, begab er sich in den Hof. — Da, er traute seinen Augen kaum, lag der größte Teil seines Holzes — ungeschnitten — in dem Zwischenraum zwischen seinem und dem Trauthschen Hause. Seine Stammtischbrüder hatten seinen Fleiß im Äpfelweihnolen mißbraucht und die Spalten stets in seiner Abwesenheit über den Verschlag zwischen die Häuser geworfen. Er kratzte sich den Kopf und brummte: „Su vill Äppelwoi, un su wenig klaa Holz!“ Von seinen „fleißigen“ Freunden wollte er lange nichts mehr wissen, und viel Äpfelwein floß durch die Kehlen, bis es gelang, ihn wieder zu versöhnen.

Do freß' ich's selbst . . . !

Aus einem bekannten Taunusstädtchen wird uns folgendes Geschichtchen erzählt, das sich dort in einer ebenfalls bekannten Wirtschaft zugetragen: Kommt da eine Schar jugendlicher Wanderer gezogen, die zwar mächtigen Appetit, aber nur dünne Geldbeutel mitbrachten. Nachdem hin- und herberatschlagt, und erst Kasse gemacht, war das Ergebnis, daß es nicht nur für den dort verabfolgten ganz vorzüglichen Schoppen Hohenastheimer reichte, sondern auch noch für ein warmes Würstchen, das 40 Pfennig kostete. Die Würstchen kamen und der Duft kitzelte angenehm in den Nasen der Wanderer, während der Magen schon zu knurren anfang, da es ihm zu lange dauerte, bis er zu seinem Recht kam. Jeder suchte jetzt die Pfennige zusammen, aber da gab es plötzlich bei dem Kleinsten der Schar ein arg betrübtes Gesicht. Obwohl er zehnmal die Taschen durchwühlte, kamen nur

35 Pfennige zusammen. Die Wirtin, die inzwischen die anderen kassiert, kam jetzt zu ihm, stellte den Teller hin und hielt die Hand auf. „Ach, liebe Frau“, sagte der Bursche, „es fehlen mir leider fünf Pfennig; lassen Sie mir es für fünfunddreißig Pfennig!“ Die resolute Frau aber richtete sich hoch auf, warf dem Bürschchen einen scharfen Blick zu und sprach: „Woaß, su e gout Werschtche fir fünfunddreißig Pfennig? Na, dofir freß' eichs selber!“ Griff auf den Teller, und ehe noch einer der anwesenden Gäste, die bereits fast alle die Hand in der Tasche hatten, dem armen Teufel die paar Pfennige zulegen konnten, war das Würstchen bei der Wirtin den „Weg alles Fleisches gegangen . . . !“

Die neuen Stiefel

Anfangs der 80er Jahre lebte hier ein Schuhmacher, der, wenn Kinder ein Segen, sehr reich gesegnet war. Aber dieser Segen bestand aus hungrigen Mäulern, die gestopft sein wollten, und obgleich der Meister ein fleißiger, tüchtiger Mann war, reichte es nicht vorn und hinten. Die ganze Woche gab es dicke Suppen und oft nicht einmal sonntags Fleisch, denn bei seinem Metzger stand er besonders hoch in der Kreide. Nun bestellte dieser für seinen jüngsten Sprößling, einen 5jährigen Knirps, „Soffroh-Stiefel“ (Schaffenstiefel). Da kam dem Meister ein guter Gedanke. Er hatte für den gleichaltrigen Sohn eines Landwirts ebenfalls solche Stiefel anzufertigen und diese waren schon halb fertig, nur ein etwas größeres Maß. Mit diesen Stiefeln bewaffnet, begab er sich samstags morgens zu dem Metzger, angeblich zur Anprobe und erreichte, im Hinblick auf die Halbfertigen, nochmals einen Sonntagsbraten auf Kredit, der ihm gleich mitgegeben wurde. Abends kam er dann mit den fertigen Stiefeln, die natürlich zu groß waren. Der Meister meinte, das schade nichts,

er habe schon einen Kunden dafür und öffnete seinen grünen Sack, um einzupacken. Aber da griff der Metzger zu, nahm einen der Stiefel und sagte: „Gedahlt Freid eß doppelt Freid! Jetz bring den aane eweil Dein'm Kunne, und wenn De mei'm Boub sei obliwerscht, gräste aach den annern!“ Verdutzt stand unser Meister da, denn bei dem Landwirt hätte es gleich bares Geld gegeben. „Gieh nur“, sagte der Metzger wieder, „es bleibt do debei.“ Nochmals kratzt sich unser Freund hinter den Ohren, eilte spornstreichs heim, setzte sich auf seinen Schemel und schaffte im Schweiß seines Angesichts fast die ganze Nacht. Am Sonntag gegen 10 Uhr waren auch diese Stiefel fertig und paßten vorzüglich. Zur Belohnung gab es jetzt noch eine große Wurst, den einbehaltenen Stiefel und bei dem Landwirt — Geld. Das war ein vergnügter Sonntag! Die beiden Jungen freuten sich an ihren „Soffroh-Stiefel“, die Schuhmacherfamilie an ihrem Braten und der Wurst, und der Meister, der den Sonntag zum Ausruhen benutzte, feierte am anderen Tag einen echten und rechten „Blauen Montag!“

Gesegnete Mahlzeit!

Während unsere seitherigen Schnurren sich in früheren Jahren abgespielt haben, bringen wir heute eine aus der Zeit der Inflation um 1923, die gleichzeitig eine Warnung für leidenschaftliche, allerdings verheiratete Raucher sein soll. Mir hat sie Freund H. unter dem „Siegel größter Verschwiegenheit“ anvertraut und gebe ich sie deshalb auch nur unter „diesem Siegel“ weiter. Mein Freund ist verheiratet, seine Kinder jedoch erwachsen und er in seinem Haushalt mit seiner lieben Frau wieder allein. Dieser Tage erhielt er von ihr Geld mit dem Auftrage, ein Pfund Fleisch einzukaufen. Mit dieser löblichen Absicht ging er auch zu Hause fort, aber Luzifer, der ja an

allen Ecken lauert, und auch die bravsten Ehemänner so gerne auf Abwege bringt, führte meinen Freund an einem Tabakladen vorbei, der noch gespickt voll lockender Tabakspakete stand. „Kiepenkerl rot, 9000 Mark“, las H. „Kauf!“, stieß ihn der Teufel. „Ja, und das Fleisch“, dachte H. und wollte sich abwenden. Doch der Rauchteufel ließ nicht locker und bald befand sich mein Freund in dem Laden, um 1 Paketchen zu erstehen. „Kauf zehn!“, flüstert der Teufel, „er schlägt auf!“ H. kämpfte schwer zwischen „Pflicht“ und „Leidenschaft!“ Die Pflicht hieß in diesem Falle „Fleisch“, die Leidenschaft jedoch „Tabak“. Als auch noch der Verkäufer versicherte, daß der Tabak in den nächsten Tagen einen Wettlauf mit dem Dollar antreten würde, siegte die Leidenschaft, und mit 10 Paketen beladen kam er zu Hause an. Er versicherte seiner Frau, daß er wirklich aber auch gar keine Lust für Fleisch gehabt habe, und da sie auch nicht so sehr auf Fleisch erpicht sei, wäre sie doch sicher mit dem billigen Einkauf einverstanden. Erstaunt war er, als diese nur verständnisinnig mit dem Kopfe nickte; den Teufel, der mit ihm ins Haus schlich, bemerkte er leider nicht. Freudig ging jetzt Freund H. an die Gartenarbeit, das Pfeifchen dampfte und die Arbeit ging so leicht vonstatten wie noch nie, ja er gab sogar noch eine Stunde zu und kam erst nach 1 Uhr mit einem gehörigen Appetit nach Hause. „Geh nur hinein, dein Essen steht auf dem Tisch“, begrüßte ihn seine bessere Hälfte und „ich habe schon gegessen!“ Der Tisch war schön weiß gedeckt, sogar ein doppelter Teller stand auf seinem Platz. Doch, was bot ihm seine Eheliebste? In der Suppenschüssel fand er ein Paket Tabak ausgeschüttet, in der Salatschüssel eine Schachtel Zündhölzer und auf dem Teller sein Sonntagspfeifchen. „Gesegnete Mahlzeit“, sagte sie noch und schlug die Tür hinter ihm zu. „Ja, Mahlzeit“, sagte auch er und steckte sich sein Pfeifchen an, während sein Magen vor Unmut laut knurrend protestierte. In dem Moment flog

etwas Schwarzes meckernd zum Fenster hinaus, einen widrigen Schwefelgestank zurücklassend. Zwar behauptet heute noch seine Frau, daß der Tabak den Geruch verbreitete, aber eine Probe, die ich erhielt, straft dem Lügen. Zum Fleischeinkauf aber wird H. sobald nicht wieder geschickt werden, der Teufel könnte ihn sonst zu leicht wieder verführen!



Das kalte Kottlett

Das „Gleimsche“, ein sehr gut bekannter Vertreter des Tuchhauses Bossong in Frankfurt, war sehr viel in Oberursel, und da Gleim selbst ein zu lustigen Streichen aufgelegter Mann war, fand er hier viele Freunde. Mit diesen saß er einmal morgens beim Frühschoppen im „...“ und hatte Appetit. Mehr im Scherz als im Ernst frug er nach der Speisekarte. „Speiskoart hun mer kaa, owwer es eß alles do!“, war die Antwort. — „Na, da bringen Sie mir ein — kaltes Kottlett!“ Jetzt kratzte sich der Wirt doch hinter den Ohren, ging in die Küche und sagte: „Ausgesproche e kaalt Kottlett, woß mache mer dann do?“ „Net schlimm!“, meinte die Wirtin, „laaf bei'n

Nikeles (Wendels Nikolaus in der ‚Rose‘) un hool ans, eich mache schun Feier!“ Gleich darauf flackerte ein lustiges Feuer im Herd und bald lag auch ein saftiges Schweinekottlett in der Pfanne, dessen Duft durchs ganze Haus strömte. Die Zeit verstrich, aber kein Kottlett kam zu der Gesellschaft, die in der Wirtsstube der Dinge wartete. Bis Gleim die Geduld riß und er frug: „Ja, wo bleibt dann deß Kottlett?“ — „En Aageblick noch“, sagte der Wirt, „es kimmt, es stieht schun uff'm Fenster und eß — gleich kaalt . . .“!

Die Heulieferung

Eine amtliche Bekanntmachung, die in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts im hiesigen „Amtsblatt“ erschien, lautete:

„Montag, 7. August, morgens 10 Uhr, wird die Heulieferung für die Bullen auf dem Rathause öffentlich vergeben.“

Oberursel, 5. August 187?

Der Bürgermeister

Frische Eier

In der Zeit, als unter dem Bürgermeister Weiler eine großzügige Bauweise einsetzte, und an allen Ecken und Enden Landhäuser errichtet und gleich ganze Straßenzüge hergestellt wurden, war der Zuzug der Städter nach Oberursel ein ganz gewaltiger. Einmal auf dem Lande, war die Sehnsucht nach frischen Eiern sehr stark. Zwar gab es in Frankfurt in jedem Lebensmittelgeschäft Eier, aber das waren sogenannte „Kisteneier“, d. h. sie waren zum Transport in Kisten verpackt. Bald hatte es sich bei „Rose“, früher Vorstadt 27.

den Herrschaften herumgesprochen, daß unweit Oberursels ein kleines Gehöft sei, wo man frische Eier, soviel man nur brauche, bekommen könne. Eine große, eingezäunte Wiese, wo sich eine Anzahl Eierfabrikanten in Gestalt von Hühnern tummelten, waren hierfür sicher der beste Beweis. Die Nachfrage war sehr stark und die „Gnädigen“ bemühten sich meist in eigener Person, um den kostbaren Schatz zu holen. Eines Tages waren auch wieder viele dort in der Küche, und die Schwester des Besitzers sah, daß die vorhandenen Eier nicht für alle reichten. Kurz entschlossen riß sie das Fenster auf und rief ihrem auf dem Hof beschäftigten Bruder zu: „Josepp, mach' gleich zwaa Kiste uff, aich brauch' heut' vill — frische Aier!“

Saftiges Grün!

Als die Stadt Oberursel noch 3000 Einwohner zählte und von einem Bürgermeister, einem Sekretär und einem Stadtdiener regiert wurde, sollte einmal Stuhl und Tisch des Bürgermeisters aus irgend einem Anlaß festlich bekränzt werden. Der Sekretär beauftragte einen der Feldschützen, der sich gut aufs Dekorieren verstand, in den Wald zu gehen und einen Sack voll — recht saftiges Grün zu holen. Pflichtschuldig machte dieser sich auf den Weg, hatte auch bald gefunden, was nötig war und machte sich auf den Heimweg. Es war ein heißer Tag, und als er am „Taunus“ vorbeiging, lechzte seine Zunge geradezu nach Apfelwein. Kurz entschlossen ging er durch den Hof, stellte den Sack mit dem saftigen Grün ins Kelterhaus und begab sich an den Stammtisch, wo er eine Menge Bekannte traf, die an derselben Krankheit litten. Ein altes Oberurseler Sprichwort sagt, daß „guter Apfelwein erst nach dem vierten Schoppen schmeckt“, und dies wurde auch dort sehr beherzigt. Die Zeit verging, und als „der Schrecklichste der Schrecken, der Ilmstadts-

Kaspar mit dem Stecken“ (Stadtdiener) erschien, um Feierabend zu bieten, war alles in schönster Stimmung. Unser Freund schwankte sehr bedenklich, aber mit Hilfe des Stadtdieners kam der Sack doch glücklich zum Rathaus, wo er einstweilen in der Schreibstube Platz fand. - Früh am anderen Morgen waren Sekretär, Stadtdiener und Feldschütz, letzterer mit sehr schwerem Kopf, im Rathaus. In der Schreibstube roch es geradezu mörderisch. „Da werd schon widder in aller Fräi (Frühe) Puddel gefohrn“, meinte der Stadtdiener, und alle schimpften auf den Bauer, der es nach ihrer Ansicht gerade an diesem Tage hätte lassen können. Stuhl und Tisch des Bürgermeisters wurden bereitgestellt und der Feldhüter brachte den Sack herbei. „Iß es aach recht saftig?“, frug der Sekretär. „Un wäi!“, war die Antwort. Dabei langte er mit der Hand in den Sack, zog sie aber schnell zurück, betrachtete sie, schleuderte den Sack hinweg und stürzte mit dem Fluch: „Verrecke solle se!“ zur Tür hinaus. „Was?“, frugen sich die Dagebliebenen, „verrecke?“ „Wer soll verrecke?“ Dabei hob der Stadtdiener den Sack auf, beide schauten hinein und lachten laut auf. Was der Sack barg, war allerdings saftig, sehr saftig sogar, nur daß es nicht das saftige Grün, sondern Gras war, das aber leider — „die Kühe schon einmal gefressen hatten!“ Mit anderen Worten: Kuhmist. Damit konnte man natürlich nicht den Stuhl bekränzen, und es hielt schwer, aus den nächsten Hecken das nötige Grün, wenn auch nicht ganz so saftig, rechtzeitig herbeizuschaffen, während ein Arbeiter den Sack samt Inhalt dem nächsten Landwirt schenkte. Als der Bürgermeister von dem Hereinfall seines Feldschützen hörte, lachte er laut auf und gab die Geschichte abends beim Festessen zum Besten, allwo sie ein gewissenhafter Chronist sich gemerkt hat. Der Feldhüter hatte noch darunter zu leiden, und wer in seiner Gegenwart das Wort „saftig“ mit oder ohne Absicht gebrauchte, dem flogen ein paar Kernflüche an den Kopf, die sich gewaschen hatten.



Was er suchte — und fand

Der ganz alte Gastwirt K. hatte sich sonntags abends mit seiner besseren Hälfte gezankt, und da er, obwohl im Unrecht, nicht nachgab, sprach sie tagelang kein Wort mit ihm. Alle Versuche seinerseits, selbst die größte Liebenswürdigkeit, die er an den Tag legte, war vergebens. Sie blieb noch stummer als ein Fisch. So ging die Woche hin. Samstagsnachmittags begab sich die Frau in ihr Zimmer, um frische Wäsche auszugeben. Da sieht sie zu ihrem größten Schrecken, daß sämtliche Schränke und Schubladen ausgeräumt und ihr Inhalt auf Tischen und Stühlen liegt. Gerade ist ihr Mann dabei, auch die allerletzte Schublade zu entleeren. Da kann sie nicht mehr an sich halten, denn ihre Wäsche, ihr Heiligtum . . . „Woß suchst de dann?“, fuhr sie ihn an. Lachend richtete sich K. auf und sagte: „Gott sei Dank, ewe hobb ichs gefunne — a dei M. . . !“ (Mund). Und der Friede war wieder hergestellt.

Kurze Tage

In jener „schönen guten alten Zeit“, für die unsere heutige Jugend so sehr schwärmt, ohne zu wissen, daß „Schöne und Gute“, selbst an den heutigen Zeitläufen gemessen, viel von seinem Glanz verliert, waren Pferdegespanne bei unseren Landwirten noch selten zu finden. Die Feldarbeiten wurden meistens mit Kühen bewerkstelligt, was langsam vor sich ging und viel Zeit in Anspruch nahm. Früh morgens mit der Sonne stieg man auf und abends, lange nach Sonnenuntergang befanden sich noch Landwirte auf dem Felde. Zu diesen gehörte auch ein Geschwisterpaar, das überhaupt nur eines kannte: „Arbeiten“. Als nun eines Tages der eine Bruder Feierabend machen mußte, weil es eben dunkel wurde, war er sehr unwillig, denn er befand sich „erst“ seit 6 Uhr früh draußen (das Essen war ihm gebracht worden), er spannte die Kühe aus und brummte:

„Woas de Deibel, es eß owwer aach goar nix mieh oon de Doog!“

Wir sind die drei Könige aus dem Morgenland!

Der heute noch in vielen Gegenden geübte Brauch, am Dreikönigstage die heiligen drei Könige zu spielen, war in den 70er und 80er Jahren auch in unserer Gegend, besonders auf dem Lande, im Schwunge. Gewöhnlich waren es Schuljungen, die in der Verkleidung auftraten und dabei auch nach Oberursel kamen. Ein goldener Papierstern an einer langen Stange war ihr Symbol.

So waren auch einmal solch wackere „drei Könige“ aus einem benachbarten Orte nach Oberursel gekommen und besuchten hier besonders die damaligen noch zahlreichen Mühlen. Hier flossen immer reichlich die Gaben, und bis

sie durch Oberursel durchgekommen, hatten sie ihre Säckel gefüllt. An der „Micollsmühle“ (heute Wallauer) trennte sich einer von ihnen, während die anderen beiden „Könige“ wacker auf die Mühle zuschritten. Hier wurden sie sofort zu dem Hausherrn, einem gemütlichen Bürger, geführt. Sie stellten sich in Positur und sangen:

„Wir sind die drei König aus dem Morgenland.
Gottvater hat uns hergesandt.
Und fraget ihr: „Wo wollt ihr hin?
Wir wollen nach — Jerusalem!“

Da unterbrach sie Micoll und meinte: „Ihr singt da von drei Königen, aber ihr seid doch nur zwei? Wo ist denn der andere?“ — „Ja!“, meinte da der eine: „Unser Kolleg, der Balthasar, hott' kaa Zeit net, der muß sei'm Vadder Schnuppdowack mettbrenge, und wann er doo ze spät haamkimmt, kräit err sei' Hieb!“

Der „Anklebeteufel“

Daß es einen „Druckfehler-“ und „Setzerteufel“ gibt, ist altbekannt, ein „Anklebeteufel“ wurde bis jetzt nirgends verzeichnet und hat anscheinend erst bei der Propaganda für den Volksentscheid hier in Oberursel das „Licht der Öffentlichkeit“ erblickt. Hat man da illustrierte Plakate angeschlagen, die Teilnahme aufforderten. Dieses schöne Bild wurde nun an verschiedenen Anschlagstellen auf Reklameplakate für Kathreiners Malzkaffee aufgeklebt, und zwar so, daß die das erste Plakat umrahmende Schrift sichtbar blieb. Im Zusammenhang gelesen, hieß es jetzt:

Aller guten Dinge
unter der Fahne
Aufwärts durch Volksentscheid
Einheitspaket 40 Pfennig

Eine unheimliche Nacht

Eine Zielscheibe harmlosen Spottes war auch das N. Kathrinchen, das in der Obergasse auf der sogenannten Insel wohnte. Gesellschaft leistete ihr ein noch älterer Mann, der sich gerne mit „Majestät“ angeredet hörte (er hieß Kaiser) und seines Zeichens ein ehrsamer Schneider war. Nicht selten im Winter, wenn das Kathrinchen die Haustüre öffnen wollte, fand sie dieselbe drei Viertel mit Schnee zugesetzt, der tüchtig mit Wasser begossen war und so einen einzigen Eisklumpen bildete. Küche und Vorplatz glichen dann einer einzigen Eisfläche. Beide schimpften dann wohl einmal über die Missetäter, aber erwischt wurden diese niemals. Eines Abends, es ging gegen Mitternacht und der Mond hatte sich gerade hinter ein paar Wolken verborgen, öffnete Majestät das Fenster, um ein diskretes Gefäß in den Bach zu entleeren, als er erschreckt zurückfuhr. Im Vorgärtchen stand ein Mann mit breitkrämpigem Hut und starrte unverwandt nach



dem Fenster. „Kathrinchen“, flüsterte er, „da unten steht einer!“ Und dann mit lauter Stimme: „Heda! Sie, gehen Sie da weg!“ Keine Antwort. „Sie sollen weggehen!“ Stumm schaute der Mann nach dem Fenster. „Kathrinchen“, rief jetzt K., „gib mal den Revolver her“. Diese reichte ihm irgend einen Gegenstand und nun lehnte sich der Schneider kuragierte zum Fenster hinaus und schrie: „Hinweg, oder ich schieß!“ Aber auch die Drohung, mit der „Haarbürste“ eventuell zu schießen, verfing nicht. Der Kerl rührte sich nicht. Nun ward es den beiden doch unheimlich in dem Häuschen. Sie schlossen das Fenster und lauschten mit angehaltenem Atem, was der Kerl beginnen würde. Sehnsüchtiger wurde noch niemals der Nachtwächter erwartet, als in dieser Nacht, aber er schien einen anderen Kurs zu haben. Es schlug 1, 2, immer noch sah der Schneider, sooft er einen Blick hinter dem Vorhang hervorwarf, die unheimliche Gestalt. Endlich, es ging schon auf 4 Uhr, machte der Nachbar, der Metzgermeister N. R. Licht, und es gelang ihnen auch, sich mit R. zu verständigen. „Wu stieht der Kerl?“, frug dieser, und kurz darauf sahen sie ihn, mit einem riesigen Schlachtmesser bewaffnet, auf das Vorgärtchen zugehen. Und nun ereignete sich was Schreckliches: „Wos willste häi?“, rief R., hob das Schlachtmesser und — stieß es zwei-, dreimal dem Manne in die Brust! „Verrecke sollste!“ hörten sie noch, dann krochen sie, an allen Gliedern zitternd, ins Bett. Als sie endlich die Decke lüfteten, war es heller Morgen. Kaiser bemühte sich erst ums Kathrinchen und warf dann einen scheuen Blick nach dem Kampfplatz. Er war leer, nur das Beet war stark zertrampelt. Nachmittags sahen sie den Metzger und K. frug nach dem Manne. „Pst!“, machte R., „nur ruhig, nix so ge, es war en Räuber, ich habb en dotgestoche un im Mist versteckelt, heit Owend schaff ich en fort“. Entsetzt erzählte K. seinem Kathrinchen die Mordtat, und wenn es auch nur ein Räuber war, tat er ihnen jetzt doch leid. Lange

Zeit gingen sie dem Nikolaus scheu aus dem Wege und trugen schwer an ihrer Mitschuld, konnten sie doch nicht ahnen, daß gerade R. es gewesen, der ihnen den — ausgestopften Mann in den Garten gestellt hatte.

Morgenstunde hat Gold im Munde

Als Seulberg, das wegen der dort früher hergestellten vielen Töpfe noch jetzt öfter „Dippe-Selweg“ genannt wird, diesen halb scherzhaft gebrauchten Namen noch nicht trug, ereignete sich dort folgende Geschichte:

Ein junger Mann mußte öfters Geschirr zum Verkauf nach Frankfurt tragen, und da er gerade kein Freund vom Frühaufstehen war, so machte er sich gewöhnlich etwas spät auf den Weg und kam somit auch häufig spät wieder heim. Die Mutter machte ihrem Sohne öfters Vorwürfe hierüber und ermahnte ihn, früher aufzustehen und fortzugehen, damit er seine Ware auch früher absetzen und dann eher zurückkehren könnte. Dabei flocht sie in ihre Mahnungen gewöhnlich das bekannte Sprichwort ein: „Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Einstmals schien der Bursche sich wirklich bessern zu wollen und machte sich mit seiner von gebrechlicher Ware gefüllten Kietze* auf den Weg, noch ehe der Tag angebrochen war, und wie ein Wunder war es — er kam auch in erstaunlich kurzer Zeit wieder zurück. Die Mutter eilte ihm freudig entgegen: „Gelle“, rief sie, „gelle: Morgestond hot Gold em Mond!“ „Jo“, sagte der Bursche mit saurem Gesicht und kratzte sich hinter den Ohren, „sell leihe die Dippe im Lohgrond!“ — Der Lohgrund liegt in geringer Entfernung von Seulberg, und an dieser Stelle war er bei der am frühen Morgen herrschenden Dunkelheit gefallen und hatte alle seine Dippe zerbrochen.

* Rücken-Tragkorb

Sagt man nun hierzulande einem Langschläfer: „Morgens-
stunde hat Gold im Munde“, so wird er sogleich hinzu-
fügen: „Sell leihe die Dippe im Lohgrond!“ Und damit
soll gesagt sein, daß das übertriebene Frühaufstehen auch
nichts taugt.

Anderwärts am Taunus heißt das Sprichwort auf:
„Morgens-
stund hat Gold im Mund!“ — „Doch leihe die
Dippe im Wiesegrund!“

Die neu' Kapp'

Der letzte Landgraf von Hessen-Homburg, Ferdinand
Heinrich Friedrich, war etwas absonderlich geworden.
Die schönen, kostbar ausgestatteten Räume des Residenz-
schlosses betrat er in seinen letzten Lebensjahren über-
haupt nicht mehr und hielt sie für jedermann abgeschlos-
sen. Er hatte sein Junggesellenquartier in den Mansarden
eines Seitenhauses aufgeschlagen und fühlte sich dort sehr
behaglich. Manche merkwürdige Gepflogenheit aber hatte
er sich beigelegt; so liebte er es, sein Waschwasser kurzer-
hand aus den Fenster auf die Straße zu schütten, und
dadurch wurde öfters ein Vorübergehender mit einer
Dusche „beglückt“. Eines Morgens geschah dies auch
einem Homburger Gymnasiasten. Der Junge rief sofort
zornig hinauf: „Des is mer e schee Art, aam so sei neu
Kapp zu verderbe! Des lasse mer uns net gefalle; ich
schick mein Vadder uff die Polizei. Basse Se nor emol
uff!“ — Die Polizei zog es allerdings vor, nicht beim
Landgrafen zu erscheinen. Dagegen hatte die Sache ein
anderes Nachspiel. Einige Tage später kam der Junge
wieder vorbei, diesmal aber wohlweislich auf der anderen
Straßenseite. Der Landgraf sah aus dem Fenster, rief den
Schüler heran und fragte, warum er neulich so fürchterlich
geschimpft habe. Da antwortete der Junge: „Ei, weil mer
so e Mensch sei dreckig Wasser uff de Kopp geschütt un

mer mei Mütz verdorwe hat.“ Der Landgraf bekannte, daß er „des Mensch“ gewesen sei und warf ihm zur Entschädigung einen Taler hinunter. „Dank schön, Herr Landgraf“, rief der Junge, „dafür derfe Se mer gleich noch emal Ihr Wäschwasser uff de Kopp schütte, wenns Ihne baßt!“

Der „gefundene“ Hase

Ein großer Liebhaber von Hasenbraten war der S. von Kalbach. Da er keine eigene Jagd hatte, stand er bei dem Jagdaufseher und dem damaligen Gendarm Fischer in keinem guten Geruch. Eines Tages begegnete S. dem Gendarm auf dem Wege von Kalbach nach Bommersheim. S. zog eine Schiebkarre hinter sich her, auf der ein toter Hase lag. „Was ist denn mit dem Has?“, frug F. „Den hobb ich im Bommeschemmer Feld gefunne un brengen ewe dem Borjemaaster!“, erwiderte S. Der Gendarm ließ ihn ziehen, ging jedoch auf dem Heimweg zum Bürgermeister, um zu hören, daß S. gar nicht dagewesen sei. Obwohl es schon stark dunkelte, kehrte F. spornstreichs nach Kalbach zurück zu S., traf ihn auch zu Hause und fuhr ihn an: „Jetzt keine Ausrede mehr, wo ist der Has?“ S. schaute ihn treuherzig an und sagte: „Den Hoas, den ich gefunne hatt?, a den hobb ich aach widder verlorn!“ — Das Gesicht Fischers kann man sich denken.

Wie das Gasthaus „Zum roten Ochsen“ neue Fenster bekam

Der Kutscher des benachbarten Fürsten zu Homburg hatte zu Oberursel eine Partie Heu gekauft und kam mit einem Wagen, um dasselbe zu holen. Zufällig hatte er kein Geld mitgenommen, dachte aber, man werde ihm

soviel Kredit schenken und ihm das Heu ohne Bezahlung verabfolgen lassen. Anderen Sinnes war jedoch der Verkäufer. Er fragte zuerst nach dem Gelde und da dieses fehlte, ließ er das Heu nicht laden. Alle Vorstellungen, selbst die Berufung, daß es für den Fürsten sei, halfen nichts, und der fürstliche Wagen mußte leer von dem Hause des Bauern abfahren. Um aber nicht auch mit leerem Magen abzuziehen, kehrte der Kutscher im „Roten Ochsen“ ein, welcher früher die Urherberge der Keßler und das Hauptgasthaus der Stadt war. Als der damalige Besitzer des Hauses, Mons, das Vorgefallene vernahm, erbot er sich, die fragliche Summe vorzulegen, und nun konnte das Heu geladen und abgefahren werden.

Nach einigen Wochen kam Mons in die Residenz und wollte bei dieser Gelegenheit sein Geld mitnehmen. Er ging in das Schloß. Hier wurde ihm jedoch eröffnet, daß er sich an den halten möge, dem er die Vorlage gemacht habe. Mons wußte nicht, woran er war und äußerte sich sehr befremdet über diese Vergeltung seiner Gefälligkeit. Doch der Fürst ließ ihn nicht lange in dieser Verlegenheit, sondern hieß ihn sitzen und befahl, ihn zu bewirten und zu bezahlen. Eine beigefügte Belohnung nahm jedoch Mons nicht an, weil eine belohnte Gefälligkeit aufhöre, eine Gefälligkeit zu sein. Der Fürst wunderte sich über die Uneigennützigkeit des Mannes; dieser Zug gefiel ihm und er sann auf ein Mittel, sich dem Ochsenwirt in origineller Weise erkenntlich zu zeigen.

Er erkundigte sich deshalb bei seinem Kutscher nach den Verhältnissen desselben, fragte, wo er wohne, wie es in seiner Wirtschaft aussehe und anderes. Der Kutscher gab Aufschluß und sagte u. a., daß es recht sauber in dem Mons'schen Hause sei und daß ihm nur die altmodischen Scheiben an den Fenstern nicht gefallen hätten, welche das Zimmer düster und unfreundlich machten.

Ein Glaser wurde bestellt und ihm der Auftrag gegeben, in den „Roten Ochsen“ (heute Haus Steden in der Acker-

gasse) nach Oberursel zu gehen, dort heimlich Maß zu nehmen und so viel neue Fenster anzufertigen, als nötig seien.

Dies geschah und niemand ahnte, was daraus werden sollte. Als der Glaser mit seiner Arbeit zu Ende war, wurde einigen fürstlichen Dienern der Befehl erteilt, dem „Roten Ochsen“ zu Oberursel einen Besuch abzustatten, dort wacker zu zechen und zuletzt dem Wirte — die Fenster einzuschlagen.

Die fürstlichen Diener kamen, ließen sich die Flaschen Wein weidlich schmecken und machten eine ordentliche Zeche. Dem Ochsenwirt gefiel dies; denn die Gäste verzehrten an einem Nachmittag mehr als die Reifenberger Nagelschmiede in einem Jahre.

Ganz andere Augen aber machte der Wirt, als seine Zecher auf einmal anfangen, die Betrunkenen zu spielen und einen mörderischen Vernichtungskrieg gegen seine Fensterscheiben begannen. Schon wollte er Hausrecht gegen die ihm plötzlich unlieb gewordenen Gäste üben, da fährt ein Wagen ein und bringt eine ganze Ladung — neuer Fenster.

Als bald wurden diese abgeladen und an die Stelle der zerschlagenen gesetzt. Mons traute seinen Augen kaum, erholte sich jedoch bald wieder von seinem Erstaunen und war mit dieser originellen Vergeltung seiner Gefälligkeit sehr zufrieden, als er mit dem vermehrten Lichte seiner Wirtsstube auch Licht über den Zusammenhang bekam.

